



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Differenz- und Rassismuserfahrungen

Eine qualitative Studie zu Erfahrungen von afrikanischen Studierenden in Österreich

Verfasserin

Daniela Strutzenberger

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2011

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt: Diplomstudium Pädagogik

Betreuerin / Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Bettina Dausien

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	4
2. „Afrika“ und „afrikanische Kultur“ als (postkoloniale) Konstruktion	6
3. Erziehungswissenschaftliche Forschungen zur Situation afrikanischer Studierender/MigrantInnen	9
4. Differenzerfahrungen – eine theoretische Perspektive	11
4.1 Differenz vs. Gleichheit	11
4.2 Der/die/das „Andere“ / Andersheit	13
4.3 Fremd/heit.....	14
4.4 Unterscheidung Anders-Fremd	17
4.5 Differenzerfahrungen.....	18
5. Differenzerfahrungen und Rassismus.....	19
5.1 Rassismus	20
5.2 Kulturalisierender Rassismus	24
5.3 Rassismuserfahrungen als spezielle Form von Differenzerfahrungen	29
6. Konzept der eigenen Studie	30
6.1 Das narrative Interview als Erhebungsmethode	31
6.2 Auswertung nach den Prinzipien der Grounded Theory	34
7. Porträts	37
8. Differenzerfahrungen.....	39
8.1 Leben in einem „fremden“ Land	39
8.2 Ausgenutzt werden	42
8.3 Finanzielle Situation	44
8.4 Veränderungen des Selbst durch das Leben in Österreich.....	48
8.5 Planung/Zeitmanagement	49
8.6 Sprache.....	52
8.7 Studium.....	53
8.8 Traum von Europa	57

8.9	Hautfarbe	61
8.10	Zusammenfassung der Differenzenerfahrungen.....	63
9.	Rassismuserfahrungen	67
9.1	Alltagsrassismus	68
9.1.1	Blicke	72
9.1.2	Als Drogendealer angesprochen werden.....	74
9.2	Struktureller Rassismus	75
9.2.1	Türsteher.....	76
9.2.2	Polizei	77
9.2.3	Wohnungssuche	80
9.2.4	Visa.....	82
9.2.5	Verweigerung der Arbeitserlaubnis.....	84
9.3	Universität	86
9.4	Zusammenfassung der Rassismuserfahrungen	88
9.5	Umgang mit Rassismuserfahrungen	91
10.	Reflexion der Ergebnisse.....	93
	Literaturverzeichnis	98
	Anhang.....	107
	Abstract.....	107
	Lebenslauf.....	109

1. Einleitung

Die Anwesenheit von internationalen Studierenden an österreichischen Universitäten ist zu einer Selbstverständlichkeit geworden. Allerdings gibt es für Studierende, die nicht aus EU-Ländern kommen, unterschiedlichen Hürden, die ihr Studium in Österreich erschweren. Speziell für afrikanische Studierende ist die Situation schwierig. Sie kommen von einem Land, in dem ihre Hautfarbe keine oder eine untergeordnete Rolle spielt, in ein Land, in dem die Mehrheitsgesellschaft weiß ist und spüren, dass sie als „anders“ wahrgenommen werden. Für die österreichische Mehrheitsgesellschaft macht es keinen Unterschied, ob der/die AfrikanerIn den/die sie sehen, einen Studienabschluss hat oder nicht. Sie sieht lediglich die Hautfarbe. Dadurch findet die Assoziation „dunkle Haut = Afrika“ statt, womit bestimmte Vorurteile (wie zum Beispiel: Armut, Flüchtling, etc.) einhergehen. Ein Hindernis, mit dem sich auch europäische internationale Studierende auseinandersetzen müssen, ist die fremde Sprache, die (wenn sie nicht gut beherrscht wird) bereits zu Beginn des Aufenthalts in Österreich Grenzen schafft. Ein weiteres Problem für afrikanische Studierende stellt der Aufenthaltsstatus dar. Sie müssen jährlich nachweisen, dass sie über eine bestimmte Geldsumme (ca. 4800 Euro) verfügen können, da sie in Österreich nicht arbeiten dürfen. Spezialfälle stellen Stipendien dar, bei welchen vom Staat Österreich eine monatliche Geldsumme an die Studierenden gezahlt wird, und daher kein Geldnachweis notwendig ist. Diese 4800 Euro sind für die meisten Studierenden aus Afrika nicht nachweisbar, wodurch ihnen ein Studium in Österreich verwehrt wird. Die Studierenden, die es geschafft haben, stehen vor ökonomischen Problemen, denn wenn sie das Geld, das sie jährlich nachweisen müssen, ausgeben, müssen sie ihr Studium nach einem Jahr beenden, wenn ihre Eltern diese Summe nicht nochmals aufbringen können. Das heißt, sie müssen andere Wege finden, ihren Lebensunterhalt in Österreich zu finanzieren. Ein weiteres Problem für afrikanische Studierende ist, dass ihre Migrationsprozesse über weite Entfernungen stattfinden. Deswegen ist es nicht möglich, kurz nach Hause zu fliegen, um das Heimweh zu bekämpfen, oder sich Kraft für den österreichischen Alltag zu holen. In meiner Arbeit werde ich versuchen herauszufinden, wie sie diese Hindernisse erleben. Ein weiterer Punkt wird sein, die Erfahrungen von afrikanischen Studierenden zu thematisieren, die ich in theoretischer Perspektive als „Differenzerfahrungen“ fasse. Mit dem sensibilisierenden Konzept der „Differenzerfahrungen“ gehe ich davon aus, dass von meinen InterviewpartnerInnen Erfahrungen gemacht werden, in denen sie entweder ihre Umwelt als anders wahrnehmen, in denen sie sich selbst als anders wahrnehmen oder von anderen als anders wahrgenommen werden. Oft können diese Aspekte miteinander verbunden sein, denn wenn das Gegenüber einen Menschen als

anders wahrnimmt, wird das durch bestimmtes Verhalten oder Nicht-Verhalten ihm gegenüber gezeigt, wodurch er sich selbst als anders wahrnimmt. Eine besondere Form von Differenzenerfahrungen stellen für mich Rassismuserfahrungen dar, die ich ebenfalls in meiner Arbeit behandeln werde.

Ich möchte gleich zu Beginn darauf hinweisen, dass mir bewusst ist, dass die von mir im Laufe der Arbeit als AfrikanerInnen bezeichneten Personen keine einheitliche Gruppe sind. Afrika besteht aus vielen verschiedenen Staaten, Religionen, Völkern und Sprachen. In Europa werden diese verschiedenen Individuen oft als „der Afrikaner“ oder „die Afrikanerin“ wahrgenommen. Meine These ist, dass sie auch in der österreichischen Gesellschaft so gesehen werden, und meine Interviewpartner trotz unterschiedlicher geografischer Herkunft dadurch ähnliche Erfahrungen im Umgang mit der österreichischen Gesellschaft gemacht haben werden. Ein weiterer Punkt für die von mir gewählte Bezeichnung ist der, dass sie sich selbst - während der Interviews - als AfrikanerInnen im konkreten Fall in Österreich oder allgemein in Europa sehen.

Meine Arbeit ist so aufgebaut, dass ich damit beginnen werde mich mit der „afrikanischen Kultur“ als Konstruktion auseinanderzusetzen. Dort wird es darum gehen, dass es „Afrika“ und die „afrikanische Kultur“ nicht gibt, diese sind lediglich ein Konstrukt der westlichen Welt, um Attribute, die sie sich nicht selbst zuschreiben will, auf andere Menschen oder „Kulturen“ zu projizieren. Im Anschluss daran werde ich empirische Studien, die sich mit Erfahrungen von AfrikanerInnen auseinandersetzen, genauer betrachten. Hierunter fallen eine Studie von Koller, Kokemohr und Richter, die kamerunische Studierende interviewt haben. Weiters der Rassismusreport von ZARA, in dem jährlich dokumentierte Fälle von Rassismus präsentiert werden und der Jahresbericht zur Situation schwarzer Menschen in Österreich. Danach werde ich das Konzept der Differenzenerfahrungen definieren, indem ich zuvor auf die Begriffe Fremd/heit und Anders/heit eingehe. Anschließend untersuche ich Rassismuserfahrungen als einen Teil von Differenzenerfahrungen. Das heißt, wenn Rassismus erfahren wird, geht damit auch die Erfahrung von Differenz einher. Wenn zum Beispiel ein Mensch als „anders“ wahrgenommen wird und aufgrund dieser „Andersheit“ diskriminiert wird. Danach wird das Konzept meiner Studie, inklusive der Erhebungs- und Auswertungsinstrumente, präsentiert. Nach einer kurzen Vorstellung meiner InterviewpartnerInnen werde ich die Ergebnisse der Auswertung meiner Interviews darstellen. Bei der Auswertung ergeben sich die Kernkategorien der Differenzenerfahrungen und der Rassismuserfahrungen. Im Anschluss an die Auswertung der Interviews findet eine Reflexion der Ergebnisse in Bezug auf Rassismuserfahrungen statt.

2. „Afrika“ und „afrikanische Kultur“ als (postkoloniale) Konstruktion

Es gibt unterschiedliche Theoretiker in den Bereichen der Politikwissenschaften, Psychologie, Philosophie etc., die davon ausgehen, dass keine „afrikanische Kultur“ existiert, sondern diese durch Prozesse der Zuschreibung bestimmter Attribute konstruiert wurde und wird. Ich werde nun mit dem Konstrukt „afrikanische Kultur“ beginnen und im Anschluss kurz allgemein auf das Konstrukt „Kultur“ eingehen.

Aufgrund ihrer Hautfarbe sind AfrikanerInnen optisch erkennbare Fremde, die als sichtbares Symbol unerwünschter Zuwanderung dienen (vgl. Ebermann 2002, 128). Bulayumi zeigt auf, dass AfrikanerInnen in Österreich nicht einmal den Stellenwert von „AusländerInnen“ haben. „Sie sind bisher höchstens Fremde, die durch ihr Aussehen für längere Zeit fremd bleiben werden“ (2005, 99). Er sieht eine Manifestation dieser strukturellen Fremdenfeindlichkeit in der Förderung afrikanischer Aktivitäten in Österreich, die AfrikanerInnen als ewig exotische Gestalten darstellen (vgl. Bulayumi 2005, 99). Es gibt verschiedene Attribute, die AfrikanerInnen zugeschrieben werden. Ferreira (vgl. 2003, 152) sieht Schmutzigkeit und Wildheit (Urtriebe) als von der „Weißen Kultur“ verdrängte und unterdrückte Attribute, die anschließend AfrikanerInnen zugeschrieben wurden. Diese Attribute wurden wiederum mit Aggression und Sexualität verbunden. Im Alltag stellt Ebermann (vgl. 2002, 69) fest, dass es für AfrikanerInnen in Österreich einfach ist kürzere Verhältnisse einzugehen, aber der Aufbau einer Liebes- oder Freundschaftsbeziehung behindert wird. Der Grund hierfür könnte in der Reduktion vieler AfrikanerInnen auf das Sexuelle liegen. Oft werden Frauen aus Afrika und Asien als Opfer von Bräuchen wie Polygamie, Beschneidung und Witwenverbrennung gesehen. Sie werden als unterentwickelt und noch nicht so weit wie die Frauen der westlichen Gesellschaft betrachtet (vgl. Ebermann 2002, 128). Eine weitere Assoziation afrikanischer und asiatischer Frauen ist die der Exotik und damit einhergehend die der Sexualität. Sie werden als fundamental anders gesehen, das entspricht einem Deutungsmuster, das als kultureller Rassismus gesehen werden kann. Ein weiteres Problem ist die kulturelle und intellektuelle Unterschätzung, wodurch sie, falls sie eine Arbeitsgenehmigung bekommen und auch wenn sie überdurchschnittlich gebildet sind, geringe Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben (vgl. Ebermann 2002, 128).

Viele dieser Bilder können auch durch Aufklärung nicht verschwinden, weshalb anzunehmen ist, dass sie aus Gründen gebraucht werden, die nichts mit „dem Fremden“, sondern vielmehr mit der eigenen Gesellschaft, in der die Bilder produziert werden zu tun haben (vgl. Nestvogel 1996, 53). Das heißt, die Gesellschaft bzw. Personen in einer Gesellschaft benötigen bestimmte Menschen, auf die für sie negative Attribute pro-

jiziert werden können, um sich anschließend selbst im Gegensatz zu ihnen mit positiven Attributen ihre eigene Identität kreieren zu können. Wie auch folgendes Zitat zeigt: „Weil Rassismus kein biologisches, sondern ein diskursives Regime darstellt, werden diese Gleichsetzungen: Schwarze Haut – vertiert – sexualisiert, schließlich akzeptiert. Menschlichkeit zu zeigen, wird gleichgesetzt mit Weiß-Sein“ (Ferreira 2003, 161). Dadurch, dass AfrikanerInnen mit ihrer dunklen Haut das Attribut „vertiert“ zugeschrieben wird, ist es für Menschen mit heller Haut einfacher sich selbst das Attribut „menschlich“ zuzuschreiben.

Mecheril (vgl. 1994, 76) sieht die Menschen, die für die Bewahrung des Kulturellen einstehen, als Menschen, die ohne die konstruierte Idee einer homogenen Gemeinschaft wie zum Beispiel einer nationalen- oder Volksgemeinschaft etwas zu verlieren haben; und zwar politische Programme oder/und soziale oder personale Identität. Auch Huntington sieht, dass die Menschen ihre Identität oft dadurch definieren, dass sie eine „Wir“ und „die Anderen“ Beziehung zwischen ihnen selbst und Menschen mit anderer Ethnizität oder Religion sehen (vgl. Huntington 1993, 29). Es stellt sich die Frage, ob die Anordnung der Welt in Kulturen nicht ein Problem darstellt. Es macht den Eindruck, als ob versucht wird durch die Konstruktion unterschiedlicher Kulturen eine Erklärung für Differenz zwischen verschiedenen Menschen zu finden. Es scheint jedoch sehr einfach die Einteilung in Kulturen vorzunehmen, oder wie Huntington in Zivilisationen. Seine Unterteilung in sieben oder acht Zivilisationen scheint etwas willkürlich, da einerseits Religionen, andererseits Nationalitäten und sogar Kontinente als eine Zivilisation deklariert werden. Sind diese unterschiedlichen Einordnungen notwendig? Möglicherweise besteht dadurch die Möglichkeit sich selbst über eine „andere“ Zivilisation oder Kultur zu definieren. Für jede/n, der/die in einer großen Stadt spaziert, ist eine Durchmischung von „Kulturen“, Religionen und Einstellungen zu beobachten. Doch offensichtlich spielt die Identitätsbildung über die Differenz zum „Anderen“ immer noch eine große Rolle. Eine Kultur definiert sich über die Differenzbildung zu anderen Kulturen, deshalb werden andere Kulturen nicht so wahrgenommen wie sie sind, sondern werden als „Fremde“ konstruiert und sollen somit das Eigene bestimmen. Konflikte werden durch Prozesse der Projektion dem Fremden zugeschrieben, dadurch wird die Wahrnehmung des Fremden von eigenen Erwartungen, Ängsten und Wünschen überlagert. Wie zum Beispiel die Wahrnehmung des islamischen Fundamentalismus: dieses Bild präsentiert genau die Gegenteile an Werten und Zielen, die die „andere Kultur“, die nicht islamische Kultur, für sich beansprucht: zum Beispiel Intoleranz, diktatorische Herrschaftsmethoden, Fanatismus und Gewalttätigkeit. Durch diese Projektion von Fremdheit wird diese „Kultur“ immer fremder und unverständlicher (vgl. Gemende 1999, 13 f.).

Durch ein Bestehen auf unterschiedliche Kulturen und den notwendigen Dialog oder den Kampf werden die sozialen Differenzen ebenso wie politische Probleme und globale Ungleichheiten auf die Ebene der interpersonalen Beziehungen verlagert und dadurch kaschiert und kulturalisiert. Gürses drückt es folgendermaßen aus: „Die Überbetonung des Kulturellen sei eine politische Strategie, soziale, wirtschaftliche und politische Ungleichheit in kulturelle Kategorien einzugießen und somit zu verschleiern.“ (Gürses 2008, 4) Das heißt, Gürses ist der Meinung, dass die Gründe für verschiedensten Ungleichheiten innerhalb einer Gesellschaft in kulturellen Differenzen gesucht und aufgezeigt werden. Dadurch muss nicht über die Gründe für Ungleichheiten reflektiert werden. Wenn es allerdings dazu kommt, dass Menschen sich selbst einer bestimmten kulturellen Identität zugehörig fühlen, ist es keine freie Willensentscheidung, sondern eine Reaktion auf Distanzierung und Diskriminierung. Teilweise werden hierbei sogar Fremdzuschreibungen übernommen (vgl. Kiesel 1996, 29). Selbstethnisierung geschieht oft als Reaktion auf Deprivationserfahrungen und bedrückende Lebensbedingungen im Aufnahmeland und dessen Institutionen (vgl. Kiesel 1996, 47). Weitere Gründe hierfür sind das Gefühl nicht das erreicht zu haben, was sie (die MigrantInnen) sich vorgenommen haben, eine Verschlechterung der Situation ohne eigenes Verschulden und, dass Leistungen von MigrantInnen teilweise anders bewertet werden als die der Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft (Vgl. Kiesel 1996, 48).

Ha ist der Meinung, dass das Beharren auf schwarzer Andersartigkeit in die Isolation oder Bedeutungslosigkeit führt und den Weg in die Gesellschaft versperrt. Er fordert von einer zeitgemäßen Politik der kulturellen Identität, dass schwarze Identitäten und Subjekte für gesellschaftliche Auseinandersetzungen geöffnet werden sollen, was jedoch die Fähigkeit zur Einforderung und Durchsetzung gesellschaftlicher Partizipation voraussetzt (vgl. Ha 2004, 117).

„Die kulturelle Identität des Schwarzen Subjekts ist ohne den Zusammenhang von sozialem Geschlecht, gesellschaftlicher Stellung und einer ambivalenten Historie, die der Kolonialismus/Rassismus diktierte, nicht länger vorstellbar“ (Ha 2004, 117).

In einer Gesellschaft soll immer der Zusammenhang zwischen den geschichtlichen Hintergründen der Unterdrückung von Schwarzen und ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihrem sozialen Geschlecht mitgedacht werden.

3. Erziehungswissenschaftliche Forschungen zur Situation afrikanischer Studierender/MigrantInnen

Nach dieser Einführung in das Konstrukt „Afrika“ werde ich im folgenden Kapitel einige Studien, die bereits zu dem Thema AfrikanerInnen in Österreich oder zu afrikanischen Studierenden im deutschsprachigen Raum geschrieben wurden, näher präsentieren. Zuvor noch einige Daten der Statistik Austria zu in Österreich lebenden afrikanischen MigrantInnen. Am 1.1.2010 lebten offiziell 22.083 Menschen mit afrikanischer Staatsangehörigkeit in Österreich. Diese Zahl ist im Vergleich zu den Personen, die aus EU-Staaten oder dem Europäischen Wirtschaftsraum (ca. 340.000), aus dem ehemaligen Jugoslawien (ca. 290.000) oder der Türkei (ca. 110.000) kommen, eher gering. Die meisten dieser afrikanischen Migranten sind zwischen 25 und 49 Jahre alt.¹

Zu AfrikanerInnen in Österreich gibt es sehr wenig Literatur. Ich habe mich hauptsächlich auf den Sammelband von Erwin Ebermann (Hg.) aus dem Jahr 2002 gestützt, in dem AfrikanerInnen von Ebermann und anderen zu bestimmten Themen wie zum Beispiel Beziehungen, Behörden, Arbeitsmarkt befragt wurden. Dieser Band kann hilfreich sein, wenn jemand einen Überblick über verschiedene Aspekte im Leben von AfrikanerInnen in Österreich bekommen möchte. Es wurden von vielen AutorInnen, mit Hilfe unterschiedlicher Methoden, Artikel zu verschiedensten Themen zusammengetragen. Es wird allerdings nicht auf bestimmte Personen eingegangen, sondern verallgemeinernd konstatiert.

Dies ist in folgender Studie anders. Es gab in Bezug auf Bildungsprozesse in Deutschland (Hamburg) eine Fallstudie (1999-2003) von Koller, Kokemohr und Richter über afrikanische Studierende aus Kamerun. Diese ist auf etwa 30 qualitative Interviews aufgebaut. Sie haben vier Fragestellungen für ihre empirische Untersuchung ausgearbeitet: erstens welche Umbruchs- und Migrationserfahrungen haben die Studierenden gemacht. Zweitens welche Strategien haben sie entwickelt diese Erfahrungen zu verarbeiten. Drittens inwiefern hierbei Bildungsprozesse – hierunter verstehen sie, wenn neue „Grundfiguren des Welt- und Selbstverhältnisses entstehen“ (Koller/Kokemohr 2006, 78) – in Gang gesetzt werden. Viertens wird gefragt welche Bedingungen einerseits zur Entstehung, aber andererseits auch zur Blockierung dieser Bildungsprozesse führen (vgl. Koller/Kokemohr 2006, 78 f.). In den Ergebnissen rekonstruieren sie drei verschiedene Typen, denen sie ihre InterviewpartnerInnen zuordnen. Diese Typen entwickeln sie aus den biographischen Erzählungen ihrer InterviewpartnerInnen. Typ A hat ein ambivalentes Verhältnis zur eigenen Herkunftswelt, einerseits will er/sie die von

¹http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/031407.html

seiner/ihrer Familie in ihn/sie gesetzten Erwartungen erfüllen, andererseits will er/sie sich aber auch dagegen auflehnen und seinen/ihre eigenen Zielen folgen. Die Aufarbeitung von Migrationserfahrungen wird auf die Zeit nach dem Studium verschoben. Typ B steht in keinem ambivalenten Verhältnis zur eigenen Herkunftswelt, sondern intensiviert seine/ihre Beziehungen dorthin, um Umbruchserfahrungen zu bewältigen. Typ C spricht weniger von seiner Herkunftsfamilie als von den neuen Erfahrungen, die er/sie in seiner/ihrer neuen Umgebung gemacht hat. Im Umgang mit Umbruchserfahrungen haben Koller et al. drei Strategien für Typ C herausgearbeitet. In der ersten kommt es zu einem Rückzug auf die community der afrikanischen oder kamerunischen Studierenden. In der zweiten zu einer Anpassung an die „Verhaltenserwartungen der deutschen Interaktionspartner“ (Koller/Kokemohr 2006, 87). Die dritte Strategie besteht darin, zu versuchen, die eigenen diskriminierenden oder rassistischen Erfahrungen in die Öffentlichkeit zu tragen und sich mit Deutschen darüber auseinanderzusetzen (vgl. Koller/Kokemohr 2006, 87 f.). Es wird nicht versucht bestimmte Aspekte durch Fragebögen zu untersuchen, sondern durch ein biographisch-narratives Interview den Befragten die Möglichkeit gegeben ihr ganzes Leben darzustellen.

ZARA – Zivilcourage und Anti-Rassismus-Arbeit - ist eine Organisation, die sich der Beratung von Opfern und ZeugInnen von Rassismus widmet.² Sie veröffentlicht jährlich einen Bericht, den sogenannten Rassismus Report³, in dem einige (2010, 104) der dokumentierten rassistischen Vorfälle dargestellt werden. Im Jahr 2010 wurden 745 Fälle in den Bereichen öffentlicher Raum (27%), Polizei (9%), Internet (9%), Politik und Medien (6%), rassistische Beschmierungen (18%), sonstige Behörden (5%), Güter und Dienstleistungen – Wohnen und Eintritt in Lokale – (16%) und Gegen Anti-Rassismus-Arbeit (4%) erfasst. Hier kann sich jede/r über konkrete rassistische Vorfälle in Österreich informieren. Diese sind gut aufgegliedert, wodurch es für Menschen, die nur nach bestimmten Vorfällen suchen, einfacher ist, fündig zu werden.

Seit 2009 gibt es nun einen Lagebericht über schwarze Menschen in Österreich⁴, der ebenfalls jährlich veröffentlicht wird. Die fünf Schwerpunkte im Jahresbericht 2010 sind: Bildung – wie Afrika in Schulbüchern präsentiert wird, welche Schulen von afrikanischen Kindern besucht werden und wie viele Studierende aus Afrika in Österreich sind (2009/2010, 699). Es wird darauf hingewiesen, dass das Stipendium des Afro-asiatischen Instituts, das vielen Studierenden aus Afrika das Studium in Österreich ermöglicht hat, 2011 eingestellt wird. Ein weiterer Schwerpunkt ist der der Geschichte, in dem darauf hingewiesen wird, dass die Migration von Afrika nach Österreich schon

² Vgl. <http://www.zara.or.at/index.php/unterstuetzen>

³ <http://www.zara.or.at/index.php/beratung/rassismus-report>

⁴ <http://www.afrikanet.info/menu/news/datum/2011/06/16/schwarze-menschen-in-oesterreich-2010-die-zusammenfassung/>

lange existiert. Weitere Punkte, die in diesem Bericht genauer betrachtet werden, sind Anti-Schwarze-Rassismus als besondere Form von Rassismus, Schwarze Frauen in der EU und Schwarze Persönlichkeiten.

Diese Studien (mit Ausnahme der von Koller u.a.) waren für mich am Anfang meiner Arbeit interessant, um mir einen Überblick über die unterschiedlichen Aspekte, mit denen AfrikanerInnen im Allgemeinen in Österreich konfrontiert werden, zu verschaffen. Die Studie von Koller, Kokemohr und Richter spielte im späteren Verlauf der Arbeit eine wichtigere Rolle, da sie von der Bedeutung der Umbruchserfahrungen für die Studierenden und dem Umgang mit ihnen handelt. Dies brachte mich auf die Idee mich nicht konkret mit den Umbruchserfahrungen, die Studierende durch die Migration in ein fremdes Land erleben zu beschäftigen, sondern mich allgemein auf ihre Differenzerfahrungen in Österreich zu konzentrieren. In den folgenden Kapiteln werde ich mich ausführlicher mit diesem Begriff der Differenzerfahrung auseinandersetzen.

4. Differenzerfahrungen – eine theoretische Perspektive

Um mich dem Begriff der Differenzerfahrung zu nähern, möchte ich mich zuerst mit dem Begriff der Differenz im Vergleich mit dem der Gleichheit auseinandersetzen. Anschließend werde ich versuchen eine Unterscheidung der Begriffe Anders/heit und Fremd/heit vorzunehmen, um anschließend meine Definition von Differenzerfahrung, aufbauend auf den zuvor bearbeiteten Begriffen zu präsentieren.

4.1 Differenz vs. Gleichheit

Unter dem Begriff der Differenz kann sehr viel verstanden werden, „sowohl die Erörterungen von Identität als auch die Auseinandersetzungen mit kulturellen, geschlechtsspezifischen, nationalen und sozialen Verschiedenheiten“ (Wakounig 2001, 6). Wakounig (2001) setzt sich mit dem Begriff der Differenz in Bezug auf Pädagogik und Schule auseinander, wo, wenn ein Unterschied gesehen wird, dieser sofort beurteilt und zugeordnet wird. Diese Beurteilung und Zuordnung war nicht neutral, sondern führte zu einer Klassifizierung und somit zu der Abwertung von Menschen (vgl. Wakounig 2001, 6). Daraus wird deutlich, dass Differenz als Defizit angesehen wird

Kogge (vgl. 2008, 214-216) stellt fest, dass es eine voreilige Verbindung von Differenz und Ausschluss gibt, denn Differenzsetzung wird mit Grenzziehung assoziiert. In die Gruppe der Frauen sind alle Frauen inkludiert, Männer allerdings exkludiert. Diese Grenzziehung wird einfach als gegeben hingenommen und Identitäten über das eigene Ausgeschlossen-, bzw. Eingeschlossensein definiert. Im Alltag wird ständig unterschieden (groß - klein, alt – jung, etc.). Nur manchmal werden aus diesen Differenzen Merkmale festgehalten und in Gruppen geformt: Gleichaltrige, Gleichgeschlechtliche, ... Die Grenzen dieser Gruppen sind nur in manchen Fällen undurchlässig und für immer festgelegt. Wir schließen Männer aus Frauentoiletten und Hunde aus Spielplätzen aus, was nicht notwendigerweise heißen muss, dass diese Gruppen aus der Gesellschaft verbannt werden. Daraus lässt sich schließen, dass nicht jede Differenz gleichzeitig Diskriminierung bedeutet. Der Ausschluss aufgrund bestimmter Unterschiede wird allerdings dann diskriminierend, wenn er auf spezifische Weise eingesetzt wird.

Eine ganz andere Herangehensweise an Differenz hat Jain:

„Die (ideologisch) neuen Selbst-Bilder der ‚Elite‘ sind dagegen auf das Marginale zentriert: Pluralität, Ambivalenz, Vielseitigkeit etc. Das Verhältnis zwischen Identität und Alterität, welches Differenz definiert, ist also umgekehrt, und folglich erscheint auch Abweichung der Differenz in einem anderen Licht. Identität wird aus dem Nicht-Identischen, der Andersheit, kreiert. Entsprechend wird Differenz (als anders-Sein) zum (unerreichbaren) Ziel der postmodernen Selbstverwirklichung“ (Jain 2003, 265).

Hier wird die Differenz als ein positives Attribut verwendet, allerdings nicht in Verbindung mit Migration. Keiner will wie alle anderen sein, die „Elite“, wie sie Jain nennt, will sich abheben von der Mehrheitsgesellschaft. Durch dieses Abheben entsteht ein Gefühl des „Besser seins“ als die „anderen“, diese Menschen bewerten sich selbst als „besser“. Bei MigrantInnen geschieht dieses Herausheben aus der Mehrheitsgesellschaft allerdings ohne ihr Zutun. Sie werden meist aufgrund ersichtlicher Merkmale identifiziert und können nicht selbst ihre Differenzen bewerten, sondern sie werden von der Mehrheitsgesellschaft – meist negativ – bewertet.

Niemand kann ohne jemand Anderen/Fremden sein, da er/sie sich sonst nicht definieren kann, ebenso kann auch Differenz nicht ohne Gleichheit existieren. Differenz konstituiert sich über Gleichheit. Das was nicht gleich ist, ist anders. Doch auch innerhalb einer Gruppe von Menschen, die glauben zum Beispiel eine gleiche Einstellung zu haben, wird es Unterschiede geben. Das heißt, eigentlich ist vollkommene Gleichheit unmöglich, es wird immer ein gewisser Unterschied zwischen Menschen ausmachbar

sein. Dennoch wird eine annähernde Gleichheit benötigt, um sich als „anders“ in Relation zu dieser Gleichheit identifizieren zu können.

Differenz entspricht für mich als Gegensatz zur Gleichheit der Andersheit. Das heißt, wenn etwas anders ist, ist es different, es können Unterschiede im Vergleich mit etwas/jemand anderem festgestellt werden. Wie zum Beispiel im Fall meiner InterviewpartnerInnen die Hautfarbe eine klar ersichtliche Differenz ist, die sie von der Mehrheitsgesellschaft in Österreich unterscheidet. Wenn diese Andersheit als Störung aufgefasst wird, spricht Stichweh von Fremdheit. Deshalb werde ich nun die Begriffe der/die/das Andere, Andersheit und Fremd/heit genauer betrachten.

4.2 Der/die/das „Andere“ / Andersheit

Jain sieht das Andere als einen notwendigen „Gegenpart im Prozess der Identitätskonstruktion.“ Wir brauchen den Spiegel des Anderen, um uns selbst zu definieren. Wenn wir darauf verzichten würden, würde uns der Verlust unser Selbst drohen (vgl. Jain 2003, 261). Auch wenn das Andere oft ein negatives Spiegelbild darstellt, kann es manchmal zu einer Projektionsfläche des eigenen Ich-Ideals werden. Selbst wenn das Andere nur ein negativer Spiegel bleibt, kann es eine Faszinations- und Anziehungskraft besitzen (vgl. Jain 2003, 261 f.). In beiden Möglichkeiten liegt die Machtposition auf der Seite des Selbst und nicht auf der Seite des Anderen. Gutiérrez Rodríguez (vgl. 1996, 105) sieht ebenfalls die Machtposition beim herrschenden Selbst, das das Andere, angeblich Differente definieren kann. Wir benötigen das/den Andere/n, um uns selbst zu definieren, das heißt es/er muss geschaffen werden. Dies geschieht laut Steyerl und Gutiérrez Rodríguez (2003, 9) dadurch, wie und warum über den Anderen gesprochen wird. Das heißt, es geht beim Sprechen über Anderes nicht nur, um das Begehren nach Wissen und Erkenntnis, sondern um das Schaffen des Anderen. Steyerl und Gutiérrez Rodríguez beziehen sich auch auf Althusser, der der Meinung ist, dass der Andere immer wieder in einer doppelten Bewegung als Unterworfener und Angerufener geschaffen wird. Einerseits brauchen wir das Andere und definieren uns über es, andererseits entstehen immer wieder Bewegungen der Abschottung des Anderen. Oberreiter ist der Meinung, dass die einzige vermeintliche Möglichkeit, sich vor dem „Einbruch“ des Anderen in die Sphäre der gewohnten, aber prekär gewordenen Sicherheit“ (2001, 113) zu schützen, in einer pauschalen Diskriminierung besteht.

4.3 Fremd/heit

Fremd kann laut Waldenfels (vgl. 2006, 111) drei verschiedene Bedeutungen haben:

- Es kann etwas Äußeres, im Gegensatz zum Inneren bezeichnen. Das heißt, „fremd“ bezieht sich in diesem Zusammenhang auf einen Ort.
- Es kann etwas sein das Anderen gehört, im Gegensatz zum Eigenen. Hier bezieht sich „fremd“ auf Besitz.
- Es kann von anderer Art sein, „fremd“ stellt hier eine Art des Verständnisses dar. Zum Beispiel wenn etwas fremdartig, seltsam ist, im Gegensatz zu dem Vertrauten.

Die Hauptverwendung des Begriffs Fremd bezieht sich laut Waldenfels (vgl. 2006, 111) jedoch auf die erste Bedeutung, also die des Orts. Das heißt, wenn jemand aus einem Ort an einen anderen Ort kommt, ist er fremd. Fremd und Fremdheit ist immer in Verbindung mit Aus- und Eingeschlossen sein zu sehen.

„Als fremd gilt das, was aus der jeweiligen kollektiven Eigenheitssphäre ausgeschlossen und von der kollektiven Existenz getrennt ist, was also nicht mit Anderen geteilt wird. Fremdheit bedeutet in diesem Sinne Nichtzugehörigkeit zu einem Wir“ (Waldenfels 1997, 22).

Demnach ist/sind all das oder all jene Menschen, das/die nicht einem kollektiven Wir angehört/en, fremd. Es gibt nach Waldenfels jedoch nur relativ Fremdes:

„Es gibt nur *relativ* Fremdes, bezogen auf bestimmte Standorte; ein radikal Fremdes, das das Sein als solches und im ganzen unterhöhlt, suchen wir vergebens“ (Waldenfels 1997, 16 Hervorhebung im Original).

Etwas kann fremd sein, jedoch nicht voll und ganz, es gibt immer Gemeinsamkeiten, wenn sie auch noch so klein sind, die sich finden lassen. Weiters ist für Waldenfels (vgl. 1990, 59) fremd das, was jenseits der Grenzen von Zugehörigkeit und Vertrautheit liegt. Etwas oder jemand, der nicht zu einer bestimmten sozialen Gruppe gehört, wird als fremd wahrgenommen, ebenso jemand, den ich nicht kenne, der mir nicht vertraut ist. Doch das Fremde kann nur existieren, wenn es Grenzen bestimmter Ordnungen übertritt, das heißt, das Fremde setzt eine bestimmte Normalität voraus, ohne die es nicht existieren könnte (vgl. ebd. 1990, 59). Denn ohne diese Normalität wäre ein Überschreiten der Grenzen nicht möglich. Die Erfahrung des Fremden zeigt nach Waldenfels (vgl. 1997, 44) eine Ambivalenz. Einerseits erscheint es verlockend, da das Fremde Möglichkeiten auftut, die durch Ordnungen und Regeln des eigenen Lebens eher ausgeschlossen sind. Andererseits kann sie bedrohlich sein, weil das Fremde mit dem Eigenen konkurriert, versucht es zu überwältigen.

Laut Simmel (vgl. 1992, 770) gibt es zwei Arten für einen Fremden in eine Gesellschaft zu kommen: die erste ist die, in der er zumindest oberflächlich, zum Beispiel über seine berufliche Funktion, in die soziale Struktur der eingewohnten Gruppe aufgenommen wird. In der zweiten Form wird jede Einbindung abgelehnt. In dieser negativen Konstitution des Fremden werden dem Anderen generelle menschliche Eigenschaften abgesprochen. Der Fremde ist nicht Teil der Gruppe selbst. Das nicht Gemeinsame wird besonders hervorgehoben und das Allgemeine, das gemein ist, wird nicht beachtet. Simmel drückt dies folgendermaßen aus:

„Der Fremde ist uns nah, insofern wir Gleichheiten nationaler und sozialer, berufsmäßiger oder allgemein menschlicher Art zwischen ihm und uns fühlen; er ist uns fern, insofern diese Gleichheiten über ihn und uns hinausreichen und uns beide nur verbinden, weil sie überhaupt sehr Viele verbinden“ (Simmel 1992, 769).

Der Fremde trägt nach Simmel (vgl. 1992, 765) Qualitäten, in einen bestimmten räumlichen Umkreis hinein, die es dort nicht gibt. Er sieht den Fremden als einen Wandernenden, allerdings nicht als einen, der heute kommt und morgen geht, sondern als einen, „der heute kommt und morgen bleibt“ (Simmel 1992, 764). Allerdings entstehen durch diese Veränderung des Wandernden, der „morgen bleibt“ Sorgen, um den möglichen Verlust der eigenen Kultur. Diese Ängste sind mit Bestrebungen verbunden die eigenkulturelle Identität zu bestärken (vgl. Raman 2001, 21). Weshalb in beinahe allen Gesellschaften die Tendenz herrscht, einige soziale Einheiten als Fremde zu behandeln „und auf Basis der Klassifikation von Fremden Rollenstrukturen entstehen zu lassen, die die Stellung des Fremden zum Gesellschaftssystem detailliert regeln“ (Stichweh 2010, 148). Gutiérrez Rodríguez (1996, 102) sieht, dass die Anerkennung von Fremden in einer Gesellschaft nationale, wie auch klassenspezifische Grenzen hat. Es ist die Dominanzgruppe, die bestimmt, welche Gruppen von MigrantInnen toleriert werden, wo sie arbeiten und wohnen dürfen. Durch diese Bestimmungen wird klar, dass das Fremde nicht als eine Bereicherung, sondern als Defizit wahrgenommen wird. Waldenfels sieht das anders:

„Das Fremde stellt kein Defizit dar wie all das, was wir zwar noch nicht kennen, was aber auf seine Erkenntnis wartet und an sich erkennbar ist. Vielmehr haben wir es mit einer Art leibhaftiger Abwesenheit zu tun. Das Fremde gleicht dem Vergangenen, das nirgends anders zu finden ist als in seinen Nachwirkungen oder in der Erinnerung“ (Waldenfels 1997, 26).

Wir kennen das Fremde nicht, aber es wartet darauf erkannt zu werden. Das Fremde entspricht einer Art Abwesenheit, denn wenn wir das Fremde erkennen, verschwindet

es und wird vertraut. Deshalb gleicht es der Vergangenheit und ist nur noch in der Erinnerung zu finden. Wenn es nämlich vertraut ist, ist es nicht mehr fremd. Fremdheit ist ebenso wie Andersheit keine Wesenseigenschaft, sie ist eine Zuschreibung oder die Definition einer Beziehung, also eine Konstruktion. Diese Zuschreibungen helfen sich selbst abzugrenzen (vgl. Nick 2005, 247). Auch Lichtenberger sieht Fremdheit als eine Konstruktion. Genauso wie das Andere benötigt wird, um sich selbst zu definieren, ist es mit dem Fremden. „Die Domestikation des Fremden aber ist ein Akt des Zuschreibens, eines Bildermachens, das stets auf Eigenes rekurriert“ (Lichtenberger 2001, 275). Dem Fremden werden bestimmte Eigenschaften etc. zugeschrieben, die von dem Fremden erwartet werden, zum Beispiel chaotisch im Gegensatz zur eigenen Ordnungsliebe. Auch Wakounig spricht von „Fremdheit als ‚sozialem Konstrukt‘“ (vgl. Wakounig 2001, 7). Das heißt „Fremdheit“ wird ebenso wie der Unterschied der Kulturen von Menschen benötigt, um sich selbst zu definieren, zum Beispiel spielt der Begriff „fremd“ eine große Rolle für politisch rechts stehende Menschen. Dadurch ist es für sie einfacher sich selbst zu definieren. Sie sind, im Vergleich mit den Menschen, die in ihren Augen „fremd“ aussehen, „nicht fremd“.

„Das Feststellen von Fremdheit hat also immer auch damit zu tun, wie man sich selbst zu definieren versucht. Die konstruierte Fremdheit, die unsere Selbstbeschreibungen erleichtern soll, kann leicht zu einem Klischee werden und Vorurteilsbildung fördern“ (Nick 2005, 247).

Durch die Konstruktion von Fremdheit, werden schnell Vorurteile und Klischees gebildet, allerdings nur um sich durch diese Konstruktion selbst definieren zu können. Wie zum Beispiel in Kapitel 2, als es um die Verbindung schwarz – vertiert ging, diese Assoziation kann lediglich existieren, weil Weiße sich selbst mit dem Attribut „menschlich“ in Verbindung bringen. Dies ist am Einfachsten, wenn sie sich im Gegensatz zu schwarzen Menschen stellen und diesen die Attribute zuschreiben, die sie selbst nicht haben möchten. Waldenfels sieht absolute Fremdheit, ebenso wie absolute Eigenheit als Konstrukt. Es gibt Überlappungen, Gemeinsamkeiten und Äquivalente. Was jedoch durch eine Ordnung ausgeschlossen ist, ist nicht einfach weg, sondern ist als Ausgeschlossenes da (vgl. Waldenfels 1990, 51). Das heißt, wenn das Fremde vom Wir ausgeschlossen wird, verschwindet es nicht automatisch durch den Ausschluss, es existiert immer noch, jedoch jetzt als Ausgeschlossenes.

Nach Waldenfels (vgl. 1997, 22) bedeutet Fremdheit die Nichtzugehörigkeit zu einem Wir. Nick (vgl. 2005, 247 f.) unterscheidet zwei Arten von Fremdheit. Erstens die alltägliche Fremdheit, die meint, dass wir alltäglich Menschen begegnen, die wir nicht kennen, die uns also fremd sind, was uns allerdings nicht weiter beunruhigt. Als Strategie

wie mit dieser Fremdheit umgegangen wird, erwähnt Nick die Indifferenz. Als zweite Art von Fremdheit bezeichnet Nick die strukturelle Fremdheit. Hier kommt es zu einer Konfrontation mit den Grenzen der eigenen kulturellen Welt und zu der Einsicht, dass es Lebensordnungen gibt, die sich grundlegend von der eigenen unterscheiden. Strategien mit dem Umgang dieser Art von Fremdheit sind:

- Das Neutralisieren: das Fremde wird einfach ignoriert und somit eine Scheinvertrautheit hergestellt.
- Das Subsumieren: das Fremde wird in bekannte Kategorien eingeordnet.
- Das Assimilieren: Teile des Fremden werden verändert und angepasst.
- Das Akzeptieren: wird seltener als die anderen Strategien angewendet, da es ein Aushalten der erlebten Differenzerfahrungen voraussetzt (vgl. Nick 2005, 248).

4.4 Unterscheidung Anders-Fremd

Waldenfels bezieht sich auf die Platonische Dialektik: Etwas ist nur ein Selbes, wenn es sich als Anderes von Anderem unterscheidet. Der Kontrast Selbes und Anderes geht aus einer Abgrenzung hervor. Das heißt, dass ein Selbes nur gemeinsam mit einem Anderen existieren kann von dem es sich unterscheidet bzw. abgrenzt. Der Kontrast Eigenes – Fremdes geht aus einer Ein- und Ausgrenzung hervor (vgl. Waldenfels 2006, 113 f.). Bei dem Kontrast Eigenes – Fremdes werden bestimmte Merkmale eingeschlossen und als Eigenes deklariert und die als Fremd geltenden Merkmale ausgeschlossen. Waldenfels (vgl. 2006, 112) stellte fest, dass Fremdheit oft mit Andersheit oder Verschiedenheit gleichgesetzt wird. Er sieht jedoch das Fremde als Spezialfall des Anderen. Stichweh nimmt ebenfalls eine klare Unterscheidung der beiden Adjektive vor:

„Die Andersheit eines Alter ego ist eine unabweisbare und damit eine universelle soziale Erfahrung. Sie ist die Voraussetzung dafür, daß ich mich überhaupt als ich selbst aus der Differenz zur Andersheit eines Anderen erleben kann. Fremdheit hingegen liegt nur dann vor, wenn die Andersheit eines Alter ego als Irritation oder als Störung empfunden wird“ (Stichweh 2010, 162).

Das heißt, dass Andersheit eine alltägliche Erfahrung darstellt, die notwendig ist, um sich selbst im Vergleich mit jemand anderem erleben zu können. Wenn jedoch die Andersheit als Störung aufgefasst wird, wird von Fremdheit gesprochen. Bohlken sieht

das Fremde als ein Mittel sozialer Differenzierung, die sowohl als positive Abgrenzung als auch als negative Ausgrenzung auftreten kann (vgl. Bohlken 2001, 242).

Eine Möglichkeit mit Fremdem oder Anderem umzugehen ist die Aneignung des Fremden durch ein Subjekt (kollektiv oder individuell), dies entspricht allerdings einer totalen Enteignung, in der sowohl das Eigene als auch das Fremde verloren gehen (vgl. Waldenfels 1990, 25). Das heißt, beide nähern sich einander an. Sowohl das Eigene als auch das Fremde geben Teile von sich auf und eignen sich Teile des anderen an.

4.5 Differenzerfahrungen

Für meine Arbeit werde ich Deweys (1949) Definition von Erfahrung verwenden. Nach Dewey sind bei dem Begriff der Erfahrung eine passive und eine aktive Seite miteinander verknüpft. Unter dem aktiven Element versteht er „Ausprobieren, Versuch – man macht Erfahrungen“, „die passive Seite ist ein Erleiden, ein Hinnehmen. [...] Wir wirken auf den Gegenstand ein, und der Gegenstand wirkt auf uns zurück“ (Dewey 1949, 186). Es kommt sozusagen zu einer Wechselwirkung zwischen uns und dem Gegenstand. Die aktive Seite der Erfahrung geht mit Veränderung einher. „Veränderung aber ist bedeutungsloser Übergang, wenn sie nicht bewusst in Beziehung gebracht wird mit der Welle von Rückwirkungen, die von ihr ausgehen“ (Dewey 1949, 187). Das heißt, der Begriff der Erfahrung ist eng mit dem der Reflexion verbunden. Denn wenn die Rückwirkung des Gegenstands nicht mit der Veränderung in Verbindung gebracht wird, kann nicht von Erfahrung gesprochen werden. Dewey bringt hier als Beispiel ein Kind, das sich an einer Flamme verbrennt. Er schreibt, dass hier nur von Erfahrung gesprochen werden kann, wenn das Kind den Schmerz mit dem in-die-Flamme-Greifen verbindet (vgl. Dewey 1949, 187). Je mehr Erkenntnis aus Erfahrung gewonnen wird, desto wertvoller ist eine Erfahrung (vgl. Dewey 1949, 188). „Die Abtrennung der aktiven Phase des Tuns von der passiven des Erleidens zerstört die Bedeutung einer Erfahrung für das Leben“ (Dewey 1949, 202). Das heißt, Erfahren meint zugleich Tun und Erleiden, das aktive und das passive Element sind untrennbar miteinander verknüpft. Es kann nicht von Erfahrung gesprochen werden, wenn lediglich etwas getan wird. Es muss in Verbindung gesetzt werden mit der Reflexion über die Handlung und ihre Folgen.

Ein weiterer wichtiger Punkt für Dewey ist, dass es für ihn ohne Denken keine sinnvolle Erfahrung geben kann (Dewey 1949, 193). Unter Denken versteht Dewey (1949, 202) „die planmäßige und sorgfältige Herstellung von Beziehungen zwischen Handlungen

und ihren Folgen.“ Das Denken ermöglicht den Menschen die notwendige Beziehung zwischen einer Handlung und ihrer/n Folge/n zu ziehen, ohne die Erfahrung nach Dewey keinen Sinn hätte.

Ich verstehe unter dem Begriff der Differenzerfahrung, Erfahrungen die meine InterviewpartnerInnen im Laufe ihres Lebens in Österreich gemacht haben, in denen sie sich nicht als Teil der „Gemeinschaft“ erfahren/wahrgenommen haben. Diese Differenzerfahrung muss nicht direkt mit Rassismus in Verbindung gebracht werden. Zum Beispiel, wenn sich meine InterviewpartnerInnen durch das, teilweise zu Beginn ihres Aufenthalts, nicht vorhandene soziale Umfeld nicht als Teil der Gesellschaft, in der sie leben, erleben. Diese Erfahrung basiert nicht auf Rassismus, sondern auf einem Unterschied im Vergleich mit ihren Heimatländern. Einerseits sind Differenzerfahrungen, wenn eine Person von der Umwelt als anders erfahren wird, andererseits auch wenn die Person die Umwelt als anders, als nicht „normal“ wahrnimmt („kulturelle“ Unterschiede sind meiner Meinung nach nicht kulturell, sondern durch eine Migration bedingte Veränderung; z.B. könnte ein kultureller Unterschied die Sprache sein, das Nicht-verstanden-Werden; dieser Unterschied kann allerdings ebenso auftreten, wenn jemand aus einem Bergdorf in Vorarlberg nach Salzburg migriert, denn auch hier können Kommunikationsschwierigkeiten und Verständlichkeitsprobleme auftreten).

In Bezug auf Stichweh (vgl. 2010, 162) sehe ich einen Unterschied zwischen Differenzerfahrungen und Fremdheitserfahrungen. Erstere beziehen sich auf das alltäglich Andere, was nicht unbedingt mit „ausländischem“ Aussehen in Verbindung stehen muss. Fremdheitserfahrungen werden gemacht, wenn das Andere oder die Andersheit einer Person als Störung erfahren wird.

Als besondere Form von Erfahrungen, die mit Diskriminierung zu tun haben, sehe ich Rassismuserfahrungen, da sie zwar aus Differenz entstehen, Differenz im Gegensatz zu Rassismus an sich jedoch nicht negativ konnotiert ist.

5. Differenzerfahrungen und Rassismus

Da meine Interviewpersonen in der österreichischen Umwelt durch ihre Hautfarbe bereits als „anders“ gesehen werden, ist davon auszugehen, dass sie in ihrem alltäglichen Leben mit Rassismus konfrontiert sind. Deshalb werde ich dieses Thema in folgendem Kapitel näher betrachten. Ich werde mit einer allgemeinen Einführung beginnen, anschließend werde ich das Konzept des „kulturalisierenden Rassismus“ näher

ausführen. Als letztes Kapitel werden „Rassismuserfahrungen“ als spezielle Form von Differenzerfahrungen betrachtet.

5.1 Rassismus

Miles stellt fest, dass der Begriff „Rassismus“ analytisch entwickelt wird und nicht induktiv, das heißt, dass er nicht aufgrund einzelner empirischer Ereignisse erschlossen wird, sondern auf Grundlage des Konstrukts „Rasse“. Es ist ein sozialer Prozess, in dem bestimmten realen oder nicht realen biologischen Merkmalen von Menschen Bedeutungen zugeschrieben werden. Dieser Prozess muss reflektiert werden. Miles ist der Meinung, dass keineswegs der „Rasse“-Diskurs präsent sein muss, um von Rassismus sprechen zu können (vgl. Miles 2000, 17). Es gibt keine wissenschaftliche Rechtfertigung für die Verwendung des „Rasse“-Begriffs, der eine bestimmte Hierarchie von „Rassen“ bezeichnet, die sich durch bestimmte Merkmale im Erscheinungsbild (z.B.: Hautfarbe) voneinander unterscheiden (vgl. Miles 2000, 18).

Der Begriff „Bedeutungskonstitution“ bezeichnet „einen Darstellungsprozeß, in dessen Verlauf bestimmten Objekten, Merkmalen und Prozessen eine Bedeutung zugeschrieben wird“ (ebd. 2000, 18). Wenn von „Rasse“ gesprochen wird, erfolgt dieser Darstellungsprozess der Bedeutungskonstitution und schließt zwei Ebenen der Selektion ein. Auf der ersten Ebene „werden zunächst allgemeine biologische oder somatische Merkmale als Mittel der Klassifizierung und Kategorisierung ausgewählt. [...] Auf der zweiten werden aus der Reihe der zur Verfügung stehenden somatischen Merkmalen diejenigen ausgewählt, die dazu bestimmt sind, eine angenommene Differenz zwischen Menschen zu bezeichnen“ (ebd. 2000, 18). Wenn bestimmte Merkmale, wie zum Beispiel die Hautfarbe mit Bedeutung gefüllt werden und „zum Einteilungskriterium von als ‚Rasse‘ definierten Bevölkerungsgruppen gemacht“ werden, dann spricht Miles von Bedeutungskonstitution des Begriffs „Rasse“ (vgl. ebd. 2000, 18). Menschen, die durch bestimmte phänotypische Unterschiede gekennzeichnet werden, werden noch mehr spezifische oder einzigartige kulturelle Merkmale zugeordnet, wodurch „Rasse“ als etwas angesehen wird „dem ein spezifisches Profil biologischer und kultureller Eigenschaften zukommt“ (vgl. ebd. 2000, 18). Wenn Gruppen von Menschen aufgrund von phänotypischen Merkmalen als „Rassen“ definiert werden, entspricht dies einer sozialen Konstruktion von Wirklichkeit. Dies wird von Miles folgendermaßen ausgedrückt: „Rassen‘ sind sozial *imaginierte*, keine biologischen Realitäten“ (ebd. 2000, 19 Hervorhebung im Original). Zeitgenössische Genetiker gehen davon aus, dass es nicht

sinnvoll ist von „Rassen“ zu sprechen, weil die Unterschiede innerhalb einer als „Rasse“ deklarierten Gruppe größer sind, als die zwischen den Gruppen. Ein weiterer Punkt, der gegen die Verwendung des Rassebegriffs spricht, ist der, dass die in der morphologischen Diskussion unterschiedenen „Rassen“ sich genetisch überhaupt nicht abgrenzen lassen (vgl. Mecheril/Theo 1994, 17).

Miles (vgl. 2000, 20) bestreitet nicht, dass sich Menschen anhand von somatischen und genetischen Merkmalen unterscheiden. Allerdings ist er der Meinung, dass die Idee von „Rasse“ zu einem bestimmten historischen Zeitpunkt als Benennungsinstrument von verschiedenen Gruppen eingeführt wurde. Er gibt nicht an, welchen historischen Zeitpunkt er hier anspricht, wird vermutlich aber die Zeit des Kolonialismus (Ende 15., Anfang 16. Jahrhundert) meinen. Diese damals eingeführten Benennungen aufgrund von bestimmten Merkmalen werden heute noch immer verwendet, um Differenzen zwischen Menschen zu kennzeichnen. Durch die europäische Inszenierung von Fremdheit während der Kolonisierung der Welt entstanden und verhärteten sich Vorurteile und Stereotype. Diese Konstruktion von Stereotypen diente den Europäern dazu, ihre soziale Position und Vormachtstellung zu legitimieren und zu bestätigen (vgl. Johannsen 2001, 26). Oft konstruiert sich die Fremdheit anderer Menschen durch ein reduziertes Interesse, das sich auf möglicherweise seltsam erscheinende Eigentümlichkeiten anderer Menschen bezieht. Diese Eigenschaften werden überbetont und verzerren sich zu einer irrealen Hülle. Ursachen für das unreflektierte Entwerfen von geringschätzigen Vorstellungen unbekannter Menschen gegenüber waren wirtschaftliches Gewinnstreben und das Verlangen nach politischer Macht (vgl. Johannsen 2001, 15).

Miles (vgl. 2000, 21) sieht die Konstruktion von Rasse als einen dialektischen Prozess von Bedeutungskonstitution. Wenn ein biologisches – egal ob ein reales oder vorgestelltes - Merkmal zum Bedeutungsträger gemacht wird, „um den Anderen zu definieren, unterwirft man das eigene Selbst notwendigerweise der Definition durch das gleiche Kriterium“ (Miles 2000, 21). Das heißt zum Beispiel, dass das „Schwarz-Sein“ von AfrikanerInnen das „Weiß-Sein“ von EuropäerInnen widerspiegelt (vgl. Miles 2000, 21). Miles (vgl. 2000, 22) sieht zwei Bedeutungen für den Begriff der Rassenkonstruktion. Einerseits bezieht er sich „auf das Aufkommen der Vorstellung von ‚Rassen‘ als auch auf ihre fortdauernde Anwendung und Reproduktion“ (Miles 2000, 22). Um von Rassismus sprechen zu können, wird von Miles (vgl. 2000, 24) Rassenkonstruktion vorausgesetzt. Rassismus geht jedoch dadurch darüber hinaus, dass er Elemente verwendet, die explizit negativ bewertet sind. Des Weiteren versteht er unter Rassismus einen Spiegel, „in dem die negativen Merkmale des Anderen als positive Merkmale des Selbst zurückgeworfen werden.“ (Miles 2000, 24) Das heißt, die negativen Merkmale,

die ich Anderen zuschreibe, werden ins Gegenteil verkehrt und so als positive Merkmale an mich zurückgegeben. Zum Beispiel wenn Kolonisatoren den Eingeborenen „Unzivilisiertheit“ zuschreiben, implizieren sie, dass sie selbst „zivilisiert“ sind.

Rassismen unterscheiden sich mehrfacher Art voneinander: in Bezug auf die Gruppe - des Objekts von Rassismus, bezüglich der Merkmale, denen Bedeutung zugeschrieben wird, und in Bezug auf die Charakteristika, durch die eine Zuschreibung und negative Bewertung stattfindet. All diese Aspekte sind einer historischen Veränderung unterlegen (vgl. Miles 2000, 27).

Der analytische Wert des Begriffs „Rassismus“ bemisst sich laut Miles „nach seiner Tauglichkeit zur Beschreibung und Erklärung gesellschaftlicher Prozesse“ (Miles 2000, 22). Er verwendet ihn, „um eine bestimmte Form (wertender) Darstellung als Bestandteil eines umfassenderen Prozesses (deskriptiver) Rassenkonstruktion zu fassen“ (Miles 2000, 27).

Auch Jäger (vgl. 2001, 163), der sich mit Rassismusforschung beschäftigt, fasst Rassismus unter dem Aspekt der Rassenkonstruktion. Dieser bedeutet für ihn, dass Menschen, die anders aussehen und/oder andere Lebensgewohnheiten haben, als „Rassen“ oder „Ethnien“ konstruiert werden, und dass Gruppen von Menschen oder Individuen mit biologischen und kulturellen Argumenten als anders als zum Beispiel die Mehrheitsgesellschaft definiert und wahrgenommen werden. Ein weiterer Punkt, der für ihn, wie auch für Miles, unter Rassismus fällt, ist der der Bewertung dieses „Andersseins“. Diese kann sowohl positiv als auch negativ sein. In Zusammenhang mit dieser Wertung bringt er auch den Begriff der Macht ins Spiel, denn die Menschen, die diese Bewertung der Anderen vornehmen, machen dies aus einer Machtposition heraus. Mecheril und Melter (vgl. 2010, 151) sind ebenfalls der Meinung, dass die Unterscheidung von Rassen ein Konstruktionsvorgang ist, der durch administrative und politische Interessen oder Auseinandersetzungen gelenkt wird.

Je nach Autor werden verschiedene Arten von Rassismus unterschieden, es liegt aber den meisten Miles Grundverständnis von Rassismus als Rassenkonstruktion und anschließender Bewertung zugrunde. Zum Beispiel auch Ebermann (vgl. 2002, 67), der diese Form von Rassismus als einen biologische Rassismus bezeichnet. Er versteht darunter wie Miles, die Bedeutungskonstruktion von einem oder mehreren biologischen Merkmalen als naturgegeben und bezeichnend für eine bestimmte Gruppe von Menschen bzw. auch differenzierend anderen Gruppen gegenüber. Zu diesem Prozess der Rassenkonstruktion kommt noch die meist negative Bewertung dieser Merkmale hinzu.

Alonso (vgl. 2005, 191 f.) unterscheidet den *modernen und den klassischen Rassismus*. Der moderne Rassismus tritt latent, über die nicht-verbale Kommunikation auf.

Das heißt, zum Beispiel über Gestik, Mimik oder Blicke. Er geschieht unbewusst und das diskriminierende Individuum sieht sich selbst nicht als rassistisch. Diese Form des Rassismus ist mit der Verteidigung von „Nation“, Gruppennutzen und -interessen verbunden. Der Diskriminierte wird nicht aufgrund von Rassenfragen angegriffen, sondern ihm werden Kriminalität, Verbrechen, etc. zugeschrieben. Der ethnisch unterdrückten Gruppe wird die Verantwortung für ihre diskriminierte Situation zugeschoben. Der klassische Rassismus definiert sich im Gegensatz zum modernen durch seine Sichtbarkeit. Der Rassismus ist der Person bewusst, sie hat ein rassistisches Selbstbild, die Verhaltensweisen sind freiwillig, explizit, erkennbar und leicht als solcher zu etikettieren. Eine weitere Form von Rassismus, die oft verwendet wird, ist die des *Alltagsrassismus*, den Ferreira (2003, 146) „als eine moderne Reinszenierung kolonialer Szenen, die Schwarze Menschen innerhalb von Diskursen der Unterlegenheit und Entfremdung festschreiben“, beschreibt. Das heißt, es wird im Alltagsrassismus in Bezug auf AfrikanerInnen auf den Kolonialismus rekurriert, in dem ihnen ihre Unterlegenheit demonstriert werden soll.

Die theoretische Reflexion verschiedener rassistischer Modelle (z.B.: der nazistische Antisemitismus, die Rassentrennung in den USA und der koloniale Rassismus) hat Unterscheidungen aufgezeigt. Die erste sieht Balibar zwischen dem theoretischen (doktrinären) und dem spontanen Rassismus (dem rassistischen „Vorurteil“). Den zweiten Unterschied sieht er in einem nach innen gerichteten und einem nach außen gerichteten Rassismus. In der ersten Form richtet sich der Rassismus gegen die Minderheitenbevölkerung im nationalen Raum. In der zweiten wird Rassismus als eine extreme Form der Fremdenfeindlichkeit betrachtet (vgl. Balibar 1992, 50 f.).

Ebenfalls eine bestimmte Form von Rassismus ist der *antiislamische Rassismus*. Rommelspacher (vgl. 2009, 27) sieht die Gründe hierfür in einem „jahrhundertealten politischen und kulturellen Kampf zwischen Orient und Okzident.“ Der Islam hat sich zum Gegner des „Westens“ entwickelt und bildet einen scheinbar unvereinbaren Gegensatz. Der Begriff des Patriachats wird heutzutage hauptsächlich im Zusammenhang mit nicht westlichen Ländern in Verbindung gebracht. Dabei findet eine Form der Projektion statt: Das Patriachat, in das wir hineingewachsen sind, zu kritisieren, würde mit Verletzungen verbunden sein, weshalb eine Verschiebung auf die Fremden stattfindet. Es scheint einfacher seine eigene Wut auf einen türkischen Patriarchen zu projizieren, als sie auf Menschen wie zum Beispiel den eigenen Vater zu übertragen. Dabei wird versucht die eigenen Eltern zu schonen und sich den bösen Vater (oder die böse Mutter) woanders zu suchen (vgl. Nestvogel 1996, 60).

Ferreira spricht von einer Triangulation von Rassismus,

„wegen seiner drei Rollen und deren drei verschiedenen Funktionen, die Rassismus möglich machen: die rassistische Phantasie über den Anderen, den Körper, auf den diese Phantasien projiziert werden, und den dominanten Konsens in der Öffentlichkeit, der der Ausübung von Rassismus still beiwohnt“ (Ferreira 2003, 155).

Das heißt, Rassismus besteht aus drei Teilen, die miteinander verwoben sind und nicht ohne einander möglich sind. Erstens der rassistischen Phantasie, zweitens einem oder mehreren Körpern einer bestimmten Gruppe von Menschen, auf welche/n diese Phantasien projiziert werden und der Öffentlichkeit, die Rassismus akzeptiert und nicht handelt. Des Weiteren sieht Ferreira (vgl. 2003, 156) Schwierigkeiten, Rassismus zu identifizieren, was sie nicht nur als funktional für Rassismus bezeichnet, sondern als einen Teil des Rassismus selbst.

Es wird eine Ideologie konstruiert, in der die Ursache für soziale Benachteiligung und drohenden Wohlstandsverlust in der Einwanderung von MigrantInnen und Flüchtlingen gesehen wird. Dem hierfür konstruierten Rassebegriff liegt die Fiktion von Reinheit (wird mit Weiß-sein assoziiert) und die Überzeugung, dass nicht-weiße Menschen minderwertig sind, zugrunde (vgl. Kampmann 1994, 125). Ferreira (vgl. 2003, 146) stellt des Weiteren fest, dass deutsch, reich und gleichzeitig schwarz zu sein ein rassifiziertes Schema umkehrt, in dem angenommen wird, dass Schwarz mit Armut und Fremdheit zu verbinden ist.

5.2 Kulturalisierender Rassismus

Balibar (vgl. 1992, 28) sieht den Rassismus der 1990-er Jahre als einen differentialistischen Rassismus. Darunter versteht er einen „Rassismus ohne Rassen“. Dies ist ein Rassismus, in dem es nicht mehr um die biologische Vererbung, sondern die Unaufhebbarkeit der kulturellen Differenzen geht. Dies trifft meiner Meinung nach auch auf den gegenwärtigen Rassismus zu. Leiprecht sieht den Begriff „Kultur“ als ein „Sprachversteck für „Rasse“ (Leiprecht 2001, 172). Demnach wird nicht mehr argumentiert, dass rassistische Unterschiede zwischen verschiedenen Menschen herrschen, sondern es wird auf ihre kulturelle Differenz hingewiesen. Deshalb werde ich nun näher auf den Begriff der „kulturellen Differenz“ eingehen. Bohlken definiert kulturelle Differenz als einen:

„(a) in seiner Reichweite und Tragfähigkeit überschätzter Begriff, dessen emphatischer Gebrauch (b) mit der Gefahr von Grabenbeziehungen behaftet ist und der sich (c) sinnvoll nur in Zusammenhang mit dem logischen Gegenbegriff der kulturellen Einheit verwenden lässt“ (Bohlken 2001, 237).

Dieser letzte Punkt der kulturellen Einheit wird selten verwendet, meist wird der Begriff der kulturellen Differenz gebraucht, um Gründe für Unterschiede anderen Menschen gegenüber zu finden. Es scheint als ob ungleiche Behandlung „der Anderen“ in der Gesellschaft durch die Differenz, die als Defizit angesehen wird, legitimiert wird. Auernheimer setzt sich dafür ein, dass die Konstruktion von kulturellen Differenzen und ihre Instrumentalisierung sichtbar gemacht werden (vgl. Auernheimer 1999, 1). Denn auf sie und stereotype Fremdbilder stützt sich der Rassismus, der von der jeweils ökonomisch oder anderweitig überlegenen Gruppe zum Vorteil genutzt wird (vgl. Auernheimer 1999, 2). Wenn diese Sichtbarmachung der Instrumentalisierung kultureller Differenzen nicht geschieht, wird weiter Macht über die Anerkennung von kulturellen Unterschieden demonstriert:

„Die politische Rechtlosigkeit und ökonomische Ausbeutung der eingewanderten Bevölkerung bekommt ihren Ausgleich über das Zauberwort der Anerkennung der ‚kulturellen Unterschiede‘. Das Konzept bezweckt die positive Setzung von Kultur als Bereicherung der Mehrheitskultur, rekuriert jedoch auf einen Kulturbegriff, der als national- oder ethnisch–homogene Entität Menschengruppen außerhalb von historischen und polit-ökonomischen Bedingungen bestimmt“ (Gutiérrez Rodríguez 1996, 102).

Wenn von der Anerkennung von „kulturellen Unterschieden“ gesprochen wird, muss sich niemand Gedanken um andere Bedingungen für Unterschiede machen, wie zum Beispiel historische, politische und ökonomische. Jain geht davon aus, dass es schon immer interne Hierarchien und Differenzierungen innerhalb von Gruppen gegeben hat. Dadurch wurde das System der Ausschließung stabilisiert, denn die, die durch die Ausschließung privilegiert wurden, setzten sich für den Erhalt des Systems ein (vgl. Jain 2003, 266). Wakounig weist auf einen sehr wichtigen Punkt hin, wenn er schreibt, dass der pädagogische Anspruch zu kurz greift, wenn er daraus besteht, kulturelle Differenzen durch Kenntnisse über „andere Kulturen“ zu überwinden und Toleranz zu vermitteln. Denn dadurch wird keine kritische Auseinandersetzung mit dem eigenen kulturellen Hintergrund gefördert. Es geht ausschließlich darum das „Andere“ besser zu verstehen, allerdings nicht die Beziehungen zwischen dem Eigenen und dem „Anderen“ und die gegenseitigen Beeinflussungen sichtbar zu machen. Außerdem wird durch dieses Aufzeigen der Differenzen suggeriert, dass klare Grenzen zwischen den ver-

schiedenen Kulturen, die jeweils abgeschlossen sind, existieren (vgl. Wakounig 2001, 7).

Im 21. Jahrhundert kommt es durch Globalisierung zur Bildung von tiefen Ängsten vor kultureller Homogenisierung und Sorgen um den möglichen Verlust der eigenen Kultur. Diese Ängste sind mit Bestrebungen verbunden die eigenkulturelle Identität zu bestärken (vgl. Raman 2001, 21).

„[...] die motivierende Kraft hinter den Forderungen nach Anerkennung und Bewahrung ethnischer Differenzen geht nicht auf das normale, umfassende Verständnis der Eigenkultur und ihrer Traditionen zurück, sondern auf das Gefühl verfolgt zu sein“ (Raman 2001, 26).

Gründe für ethnisches Bewusstsein liegen oft in negativen Einstellungen gegenüber anderen Kulturen. Es wird von verschiedenen Kulturen ausgegangen, deren Grenzen jedoch nicht klar definierbar sind. Dennoch besteht die Sorge von anderen Kulturen „überrannt“ zu werden und dadurch seine eigene kulturelle Identität zu verlieren.

„Das Reden über ‚kulturelle Differenz‘ ist keine neutrale Beschreibung, sondern Ausdruck einer Mehrheitskultur, die eine Umschreibung sucht für das, was sie nicht beim Namen nennen will, nämlich die Ausgrenzung von Menschen und deren damit einhergehende soziale Segmentierung“ (Gutiérrez Rodríguez 1996, 103).

Durch den Begriff der kulturellen Differenz wird es für die Mehrheitsgesellschaft ermöglicht Menschen auszugrenzen. Das Abgrenzungskriterium, mit dem bei dem Begriff der kulturellen Differenz gearbeitet wird, ist nicht das der Andersheit, sondern das des Fremden, das eine bestimmte Sichtweise des Anderen darstellt (vgl. Bohlken 2001, 239).

Ha (vgl. 2004, 118) sieht in dem Begriff der kulturellen Differenz ein Potenzial, das allerdings nur genutzt werden kann, wenn er nicht mehr als ein Zeichen der Ungleichheit, Minderwertigkeit und Unterordnung verwendet wird. Denn nur dann „kann sie [die kulturelle Differenz Anm.] zu einem dynamischen Ort des politischen Selbstbewußtseins, des Sprechens und der Selbstermächtigung werden. Deshalb ist sie in der Lage, die Möglichkeiten für eine kritische und solidarische Politik des Lokalen, einen Kampf gegen Sexismus, Rassismus und Klassengesellschaft zu eröffnen“ (Ha 2004, 118).

Leiprecht spricht, wie bereits weiter vorne erwähnt, davon, dass der Begriff „Kultur“ ein „Sprachversteck für ‚Rasse‘“ (Leiprecht 2001, 72) sei. Als Beispiel hierfür führt er an, dass auf fremde Kulturen verwiesen wird, die unvereinbar mit der deutschen Kultur

seien. Deshalb sollen die VertreterInnen dieser Kulturen in ihr Heimatland zurückkehren,

„um dort ihre eigene Kultur zu ‚bewahren‘, genauso wie durch eine solche Separierung eine vorgestellte angeblich homogene deutsche Kultur vor negativen und verfremdenden Einflüssen ‚geschützt‘ werden müsse, damit sie gewissermaßen in ‚reiner‘ Form erhalten bliebe“ (Leiprecht 2001, 72).

In solchen Erklärungen wird oft der Begriff „Rasse“ durch den Begriff „Kultur“ ersetzt. Die Aussage, dass jede „Kultur“ „rein“ bleiben soll und daher alle „Kulturen“ voneinander getrennt werden sollen, ist eindeutig rassistisch. Es ist unvorstellbar und unmöglich jeden Menschen auf der Welt einer bestimmten „Kultur“ bzw. wie hier eigentlich gemeint ist „Rasse“ zuzuordnen.

„Bewegungen, Entwicklungen, Gegensätze, Konflikte, unterschiedliche Standpunkte usw. werden in der „Kultur xy“ genauso wenig wahrgenommen wie Überlagerungen und Verbindungen mit anderen Kulturen. [...] Ein solches Verständnis von Kultur lässt sich mit spezifischen Inhalten füllen (etwa wenn bestimmten Gruppen Merkmale und Eigenschaften zugeschrieben werden), und verbindet es sich dann mit hierarchisch angelegten sozialen Positionierungen und hierarchisierenden Bewertungen, ist die Logik des kulturalisierenden Rassismus komplett“ (Leiprecht 2001, 175).

Wenn beim Betrachten einer Kultur keine unterschiedlichen Standpunkte innerhalb dieser erkannt werden und sie nur als Einheit gesehen wird, kann es dazu kommen, dass bestimmten „Kulturen“ bestimmte Merkmale und Eigenschaften zugeschrieben werden. Wenn die verschiedenen „Kulturen“ dann auch noch hierarchisch in der Gesellschaft eingeordnet und bewertet werden, liegt kulturalisierender Rassismus vor.

„Problematischer, da weit verbreitet, ist ein Alltagsverständnis, demzufolge ‚Kulturen‘ als eine Art von Großkollektiven interpretiert werden, deren Synonyme oft ‚Länder‘, ‚Gesellschaften‘, ‚Staaten‘, ‚Völker‘ oder ‚Nationen‘ sind“ (Leiprecht 2001, 174).

Leiprecht sieht es als problematisch, dass im Alltag unter „Kulturen“ Menschen, die aus bestimmten Ländern, Gesellschaften oder Nationen kommen, verstanden werden. Als Hintergrund für dieses Verständnis von Kultur sieht er (vgl. 2001, 174) den reduktionistisch-determinierenden Kulturbegriff. Dieser wird folgendermaßen definiert. Erstens wird „Kultur“ als unveränderlich und homogen verstanden. Zweitens werden Menschen, die einer bestimmten Kultur zugeordnet werden, als von dieser determiniert betrachtet. Drittens wird jede Lebensäußerung von Mitgliedern einer Kultur auf die Wir-

kung dieser reduziert. Das letzte Problem mit diesem Begriff ist, dass somit „Kultur“ als „Rasse“, als naturgegeben, konstruiert werden kann.

Zweck einer Konstruktion von Kultur und Ethnie ist die der Ausgrenzung der Zuwanderer aus der Aufnahmegesellschaft. Wenn nämlich ethnische Eigenschaften, durch die Modernitätsdefizite und kulturellen Differenzen von MigrantInnen hervorgehoben werden, „wird die Unvereinbarkeit der Lebens- und Identitätskonzeptionen von Vertretern der Aufnahmegesellschaft auf der einen und Angehörigen der zugewanderten ethnischen Gemeinschaften auf der anderen Seite suggeriert“ (Kiesel 1996, 32). Dadurch wird es unmöglich, in einer Gesellschaft miteinander ohne Konflikte zu leben.

Miles (vgl. 2000, 23) sieht in knappen Sozialleistungen und Ressourcen die Grundlage für Diskriminierung und Ausgrenzung. Ausgrenzung richtet sich nicht grundsätzlich gegen die Existenz des Anderen, sondern gegen dessen Auftreten in den selbst beanspruchten Räumen (vgl. Bohlken 2001, 246). Ein weiterer Grund für Ausgrenzung stellt die Verdrängung von Einwanderungsprozessen dar, die Behauptung einer Nicht-Zugehörigkeit, dies kann am Beispiel von Schule gezeigt werden. Es wird des öfteren behauptet, dass Migrantenkinder den Lernfortschritt in Schulen behindern, was allerdings ein reines Entlastungsmuster darstellt (vgl. Hamburger 2005, 7).

„Das Entlastungsmuster ‚Wenn die Migranten nicht wären oder den Lernfortschritt in den Schulen nicht behindern würden ...‘ aktualisiert in Deutschland ein Strukturmerkmal einer fünfzigjährigen Verdrängung von Einwanderungsprozessen: die Behauptung der Nicht-Zugehörigkeit“ (ebd. 2005, 7).

Ausschlusspraxen können verschiedene Ursachen haben und sind nicht allein das Ergebnis von Rassenkonstruktionen. Der Begriff der Ausschlusspraxen bezieht sich auf „vorsätzliche Handlungen wie auf ungewollte Folgen, die Strukturen der Ungleichheit schaffen“ (Miles 2000, 23). Wir haben es mit einem

„dialektischen Verhältnis von Ausschließung und Einschließung zu tun, und zwar in doppelter Hinsicht: Ausschließungsprozesse, die beispielsweise Personen aus der Karibik oder aus Asien daran hindern, Lohnarbeit in Großbritannien zu finden, bestimmten zugleich implizit oder sogar explizit die Kriterien, nach denen andere dazugehören“ (ebd. 2000, 23).

Das heißt, durch die Ausschließung einer bestimmten Gruppe von Menschen aus der Gesellschaft wird automatisch bestimmt, wer eingeschlossen ist. Dadurch, dass es den oben genannten Personen aus Asien oder der Karibik nicht erlaubt ist zu arbeiten, werden sie einerseits aus dem Arbeitsmarkt ausgeschlossen, aber was noch schlimmer ist, auch aus der Mehrheitsgesellschaft.

5.3 Rassismuserfahrungen als spezielle Form von Differenzerfahrungen

In diesem Kapitel wird nun der Umgang von Subjekten mit Rassismus näher betrachtet. Wie reagieren sie, wenn ihnen Rassismus entgegen gebracht wird und welche Strategien entwickeln sie?

Mecheril (vgl. 1994, 60) unterscheidet drei Formen, in denen Rassismus erfahren wird: den groben, den subtilen und den antizipierten Rassismus. Unter Erfahrungen des *groben Rassismus* fallen nach Mecheril Erfahrungen von Angriffen gegen Menschen oder ihnen nahestehende Personen durch andere,

„die willkürlich gewählte körperliche Merkmale (wie Haarfarbe, Hautfarbe) oder soziale Merkmale (wie Kleidung, Sprache) als Indizien moralischer oder intellektueller Unterschiede zu ihren Gunsten verstehen und bei dieser Art von Unterschieden das Recht auf Angriff zu haben meinen“ (Mecheril 1994, 60).

Das heißt, durch bestimmten Menschen zugeschriebene Merkmale und Unterschiede glauben zum Beispiel Menschen der Mehrheitsgesellschaft, dass sie ihnen überlegen sind, woraus sie sich das Recht auf Angriff nehmen. Dieser kann sowohl verbaler als auch körperlicher Art sein.

Erfahrung des *subtilen Rassismus* ist jede Erfahrung von Geringschätzung von Menschen oder ihnen nahestehende Menschen durch Personen, die wie bereits oben im Zitat erwähnt, das Recht auf diese Geringschätzung durch die konstruierten Unterschiede zu haben glauben. Unter Erfahrung des *antizipierten Rassismus* versteht Mecheril jede

„Erfahrung der Vorwegnahme, der Befürchtung, der Vorstellung von Geringschätzung oder von Angriff der eigenen Person oder nahestehender Personen durch andere, die willkürlich gewählte Merkmale als Indizien moralischer oder intellektueller Unterschiede zu ihren Gunsten verstehen und bei dieser Art von Unterschieden das Recht auf Angriff oder Geringschätzung zu haben meinen“ (Mecheril 1994, 60).

Es ist interessant, dass Mecheril bereits die Befürchtung, Rassismus zu erfahren, als eine Art von Rassismus darstellt. Denn Menschen, die kein typisch-mehrheitsgesellschaftliches Aussehen haben, müssen täglich damit rechnen solche Erfahrungen zu machen, was auch schon belastend sein kann. Über diese Menschen werden jeden Tag Unterschiede und Bedeutungen konstruiert, und sie müssen befürchten, dass diese nicht positiv bewertet werden und zur Legitimation oder Durchsetzung von Gewalt verwendet werden.

Laut Mecheril (vgl. 1994, 61) kann es unterschiedliche Reaktionen auf Rassismus geben. Zum Beispiel Wut, Entsetzen, Hass, Verbitterung, Angst, Verzweiflung, Unsicherheit, Schreckhaftigkeit und Scham. Um mit all diesen unterschiedlichen Gefühlen, die durch Rassismus hervorgerufen werden umzugehen, können verschiedene Strategien des Umgangs mit Rassismus entwickelt werden, die Mecheril (vgl. 1994, 62) folgendermaßen bezeichnet: Als erste führt er die Strategie des *Rückzugs* an. Darunter wird die größtmögliche Vermeidung deutscher oder mehrheitsgesellschaftlicher Öffentlichkeit verstanden. Eine andere Strategie könnte sein, dass sich die Betroffenen „überdeutsch“ verhalten. Das heißt, dass sie sich in Bezug auf Sprache, Kleidung und Karriere „deutscher als die Deutschen“ verhalten, in der Hoffnung, so das Stigma des „Ausländisch-Aussehens“ los zu werden. Die dazu entgegengesetzte Strategie ist die des sich „antideutsch“ Verhaltens. Darunter wird verstanden, dass sich die Opfer von Rassismus gegen alles Deutsche und alle Deutschen auflehnen. Unter „herkömmlichem“ Verhalten versteht Mecheril, dass die Betroffenen die Besonderheiten ihrer Herkunftskultur (der „Kultur“ der Eltern) betonen und beanspruchen. Die vorletzte Strategie ist die „weltbürgerliche“. Hier verstehen sich die Menschen als ein Mitglied einer transnationalen Weltkultur. Diese Vorstellung übersteigt die Idee regional begrenzter Kulturen, wodurch möglicherweise eine Verletzung durch Rassismus leichter ertragen werden kann. Als letzte Variante im Umgang mit Rassismus führt Mecheril das *Ungebunden* sein an. Auf diese Weise können die Personen, die diese Strategie wählen, jederzeit frei handeln, ohne Rücksicht auf jemanden oder etwas nehmen zu müssen.

6. Konzept der eigenen Studie

Nun werde ich, nachdem die Begrifflichkeiten geklärt wurden, nochmal auf meine Fragestellung zurückkommen und anschließend auf die Vorgangsweise bei der Erhebung und der Auswertung meiner Interviews näher eingehen.

Für meine Diplomarbeit habe ich drei Interviews geführt, allerdings nur zwei davon ausgewählt. Da sich meine Fragestellung im Laufe meiner Arbeit geändert und auch spezifiziert hat, passte das erste Interview nicht mehr zu meiner jetzigen Fragestellung. Damals wollte ich Menschen aus ehemaligen französischen Kolonien in Afrika zu ihrem Leben in Österreich interviewen. Jetzt habe ich meinen Fokus auf die Gruppe der afrikanischen Studierenden gelegt und welche Erfahrungen diese in Österreich machen, weshalb ich nur die letzten beiden Interviews verwendet habe. Im Laufe des Forschungsprozesses grenzte sich meine Fragestellung auf die Fragen welche Differenz-

und welche Rassismuserfahrungen afrikanische Studierende in Österreich gemacht haben, ein. Konkret stellen sich die Fragen, in welchen Kontexten die Studierenden Differenz- und Rassismuserfahrungen machen, wie sie sie erleben, wie sie damit umgehen und welchen Arten von Rassismus (strukturellem Rassismus, kulturalisierendem Rassismus und/oder Alltagsrassismus) sie ausgesetzt sind.

Die Eingrenzung auf Studierende schien nach meinem ersten Interview sinnvoll. Bei meinem ersten Interview wusste ich nicht welchen Aufenthaltsstatus mein Interviewpartner hatte. Seine Reise nach Österreich war nicht traumatisch, da er mit dem Flugzeug kam. Trotzdem schien es bestimmte Themen zu geben, wie die Migration seines Vaters, über die er nicht sprechen wollte. Menschen, deren Aufenthaltsstatus in Österreich möglicherweise begrenzt ist oder die sich in einem Asylverfahren befinden, können nicht so offen über ihr Leben sprechen können wie Menschen, denen nicht die Gefahr einer Ausweisung droht. Außerdem ist der Weg nach Österreich von nicht Studierenden meist sehr traumatisch und ich wollte sie durch das Interview nicht retraumatisieren.

Der Zugang zu InterviewpartnerInnen stellte sich als sehr schwierig dar. Mein erster Interviewpartner wurde mir von einem Bekannten vermittelt. Als sich die Gruppe auf Studierende eingrenzte, beschloss ich auf diversen Universitätsforen im Internet nach geeigneten InterviewpartnerInnen zu suchen. Allerdings gab es keine Reaktion darauf. Schließlich wurden mir über Freunde und deren Freunde Interviews mit einer Frau und einem Mann, die beide aus Afrika kommen und in Österreich studieren, vermittelt.

6.1 Das narrative Interview als Erhebungsmethode

Das narrative Interview ist ein sozialwissenschaftliches Erhebungsverfahren, in dessen Mittelpunkt Erzählungen von Ereignissen stehen, zum Beispiel persönliche Erfahrung oder bestimmte Ausschnitte gelebten Lebens. Darum ist es für meine Zwecke sehr gut geeignet, da ich mich für persönliche Erfahrungen (Differenz- und Rassismuserfahrungen) interessiere. Das Interview selbst ist an einen bestimmten Ablauf gebunden, im Folgenden werde ich mich vor allem auf Schütze, den Begründer dieser Methode, beziehen.

Um meinen InterviewpartnerInnen mehr Freiraum in der Interviewsituation zu geben, habe ich mich für das narrative Interview als Erhebungsmethode entschieden. Denn standardisierte Fragebögen können die noch unbekanntes, zeitlich komplexen Ver-

laufskonturen nicht erfassen, da sie eher auf statische Zustandsbilder der sozialen Wirklichkeit ausgelegt sind und sehr viel Wissen über bestimmte Zustände notwendig ist, um gezielte Fragen konstruieren zu können (vgl. Schütze 1987, 15). Im Gegensatz hierzu ermöglichen es Erzählinterviews und ihre Analyse „soziale Prozesse in ihrem existenzweltlichen Hervorgebracht- und Erlebtwerden zu verstehen und zu erklären“ (Schütze 1987, 16). Denn vieles wird erst im Hervorbringungsvorgang erinnert. Ein Grund hierfür ist einerseits die äußere Komplexität der Erlebnisse und andererseits auch die „innere Komplexität der Veränderung der Innenwelt des Geschichtsträgers“ (Schütze 1987, 197). Voraussetzung für das narrative Interview ist, dass etwas erzählenswert sein muss, das heißt, dass es zum Beispiel nicht eine alltägliche Routine ist, die keine Ereignisse nach sich zieht (vgl. Brüsemeister 2000, 126; Alheit 1999, 2). Eine weitere Voraussetzung, damit überhaupt eine Erzählung zustande kommen kann, ist eine freundliche vertraute Atmosphäre (vgl. Alheit 1999, 4).

Das Erzählen unterscheidet sich vom Berichten, dass es eine Komplikation oder eine Pointe gibt, die den fiktiven Angeredeten dazu bringt, sein Erlebnis anderen mitzuteilen. Wenn jemand zu erzählen beginnt, wird er bestimmten Zugzwängen ausgesetzt. Der erste ist der Gestaltschließungszwang, der besagt, dass eine angefangene Geschichte zu Ende gebracht werden muss. Der Zweite ist der Detaillierungszwang, der davon ausgeht, dass genügend Einzelheiten erzählt werden müssen, um eine Geschichte verständlich zu machen und es dem Zuhörer zu ermöglichen sich ein Bild von der Situation zu machen. Der letzte Zwang ist der Relevanzfestlegungs- und Kondensierungszwang, in dem deutlich wird, dass wir uns trotz einer detailhaften Erzählung auf das Wesentliche konzentrieren (vgl. Alheit 1999, 3). Der/die InterviewerIn soll sich dieser Zugzwänge in einer Erzählung bewusst sein und damit arbeiten und zwar durch Empathie, Interesse, strategische Zurückhaltung und eine Differenzierung der Interviewsituation in Vorbereitungsphase, Anfangserzählung und Nachfragephase (vgl. Alheit 1999, 8).

Ich werde mit dem narrativen Interview nach Schütze arbeiten, da diese Methode es durch den Prozess des Erzählens ermöglicht möglich, dass den Interviewten Erlebnisse einfallen, die sie wenn sie nur nach bestimmten Dingen gefragt worden wären, vielleicht nicht erzählen würden.

Zu Beginn gibt der/die Interviewer/in einen Erzählanstoß in Form einer erzählgenerierenden Frage (Einstiegsphase). Anschließend verhält er/sie sich rezeptiv, das heißt er/sie greift nicht in die Erzählung ein (Haupterzählung). Allerdings hat er/sie die Aufgabe den Erzählfluss in Gang zu halten (mhm, sehr interessant, ...), ohne zu bewerten oder Einfluss auf die Erzählung zu nehmen. Er/sie sollte weiter darauf achten, dass die

Erzählung sowohl einen Anfang als auch ein Ende hat. Auf diese Phase der Erzählung folgt die Nachfragephase, in der durch Fragen noch näher auf Details eingegangen werden kann. Hier ist es möglich, eine weitere Unterteilung der Nachfragephase vorzunehmen. Die zuvor genannte Phase war auf immanentes Nachfragen bezogen und die nun kommende beschäftigt sich mit exmanenten Fragen. Erst hier ist es dem/der InterviewerIn möglich, Fragen zu Themen zu stellen, die in der Haupterzählung bisher nicht vorgekommen sind, für die Analyse aber interessant scheinen (vgl. Froschauer 1998, 44). Für Schütze ist es in der Nachfragephase wichtig, dass das Nachfragen ebenfalls narrationsgenerierend ist, das heißt, dass keine geschlossenen Fragen gestellt werden sollen. In dieser Phase soll das Erzählpotenzial, das in der Anfangserzählung nur angedeutet wurde, z.B. aufgrund von Straffung der Erzählung, vermeintlicher Unwichtigkeit und abstrahierender Vagheit, ausgeschöpft werden. Weitere Gründe für die Limitierung der Erzählung stellen Gegenstände dar, die für den/die ErzählerIn schmerzhaft, stigmatisierend oder legitimationsproblematisch sind (vgl. Schütze 1983, 285). Für Schütze kommt die Bilanzierungsphase im Anschluss an die Nachfragephase. Diese besteht aus einer Aufforderung „zur abstrahierenden Beschreibung von Zuständen, immer wiederkehrenden Abläufen und systematischen Zusammenhängen“ (Schütze 1983, 285) und den Darstellungen des Erzählens ebenso aber auch aus theoretischen Warum-Fragen und ihrer Beantwortung. Es soll die Erklärungs- und Abstraktionsfähigkeit des Erzählers als „Experte seiner selbst“ genutzt werden. Die Nachfragen des Forschers sollen am Beschreibungs- und Theoriepotenzial anbinden, wenn dieses im Laufe der Erzählung deutlich wird (vgl. Schütze 1983, 285).

Für meine Interviews habe ich mich an die oben genannten Phasen von Schütze gehalten, da es für mich wichtig war, eine Struktur zu haben, an die ich mich während meines Interviews halten konnte. Da ich mit meinen InterviewpartnerInnen zwar vor unserem ersten Treffen per E-Mail Kontakt hatte, aber dort eher in Bezug auf das Interview kommuniziert wurde, wollte ich ihnen vor dem Interview die Möglichkeit geben auch Fragen an mich zu stellen, um Vertrauen herzustellen. Denn für mich schien es seltsam von Menschen zu verlangen ihre Lebensgeschichte einem anderen Menschen zu erzählen, den sie überhaupt nicht kennen. Dieses Angebot wurde von dem Mann genutzt, von der Frau eher weniger. Es wurde in dieser Phase auch über die Person gesprochen, die den Kontakt vermittelt hat, und wie beide mit ihr in Verbindung stehen. Ich habe beiden angeboten das Gespräch auf Deutsch oder bei Benjamin⁵ auf Englisch und bei Clarice auf Französisch zu führen. Benjamin entschied sich für Deutsch und Clarice für Französisch.

⁵ Namen wurden geändert

Bevor ich mit dem Erzähleinstieg begonnen habe, habe ich versucht meinen InterviewpartnerInnen zu erklären was ich von ihnen erwarte. Ich versuchte es so zu formulieren, dass es für sie klar war. Ich habe ihnen die Möglichkeit gegeben sich zu entscheiden, ob sie chronologisch oder nicht chronologisch vorgehen wollen. Bei Benjamin funktionierte das sehr gut, wobei bei beiden die Erwartung nach Fragen zu spüren war. Nachdem sie festgestellt hatten, dass für sie die Erzählphase vorbei sei, begann ich die Nachfragephase. Das immanente Fragen fand nicht statt, da ich es für mich in der Interviewsituation angenehmer fand bereits in der Erzählphase nachzufragen, da dadurch nicht die Erzählung unterbrochen, sondern erweitert werden konnte. Anschließend stellte ich ihnen Fragen in Bezug auf ihre Erfahrungen in Österreich, wobei ich mit der Frage nach positiven Erfahrungen begann. Als deutlich wurde, dass das Interview vorbei war, fragte ich, ob sie noch etwas sagen möchten, worauf Benjamin noch einiges zu erzählen hatte und Clarice meinte, dass sie bereits so lange geredet habe (was allerdings nicht stimmte da das Interview nur 40 Minuten gedauert hat) und nur noch erzählte, dass sie gelernt habe Schnitzel mit Kartoffelsalat zu machen.

6.2 Auswertung nach den Prinzipien der Grounded Theory

Die Grounded Theory unterscheidet sich von anderen qualitativen Datenanalysen durch das kontinuierliche Vergleichen, womit die Entwicklung und Verdichtung von Konzepten sichergestellt werden kann (vgl. Strauss 1994, 30). Ihre Bezeichnung kommt daher, dass ihr Schwerpunkt auf der Generierung einer Theorie liegt. Diese wird aus den Daten auf denen sie beruht, begründet. Sie werden teilweise Satz für Satz oder Abschnitt für Abschnitt analysiert (vgl. Strauss 1994, 50 f.).

Die Eingangsphase ist offen gestaltet, es geht noch nicht darum sich schnell auf Kategorien festzulegen. Wenn allerdings eine Schlüsselkategorie im Laufe des Forschungsprozesses entwickelt wird, muss versucht werden die anderen Kategorien auf diese zu beziehen, wodurch die Theorie dichter wird. Am Ende des Forschungsprozesses geht es darum die Theorie zu integrieren (vgl. Strauss 1994, 52 f.).

Bei diesem Verfahren der Auswertung werden, nach Glaser/Strauss, theoretische Konzepte aus den vorhandenen Daten abgeleitet (vgl. Wiedemann 1991, 442). Es wird eine ständige Dokumentation und Reflexion der Forschungspraxis in Form von Memos gefordert (vgl. Wiedemann 1991, 443). Des Weiteren ist dieser Prozess als ein zirkulä-

rer zu betrachten, was eine permanente Reflexion während des gesamten Prozesses mit sich bringt (vgl. Flick 1995, 59), wie folgendes Zitat zeigt:

„Die Datenerhebung ist nie ganz abgeschlossen, weil durch Kodieren und Memoschreiben immer wieder neue Fragen entstehen, die nur bearbeitet werden können, indem neue Daten erhoben oder frühere Daten von neuem untersucht werden“ (Strauss 1991, 56).

Der Prozess der Datenanalyse wird in der Grounded Theory als „Kodieren“ bezeichnet. Dieser wird in drei Stufen unterteilt:

1. Das offene Kodieren

Der Sinn des offenen Kodierens ist die Forschungsarbeit zu eröffnen und das Interview für die nächsten Schritte nutzbar zu machen (vgl. Strauss 1994, 58). Hierbei werden die Daten in möglichst viele Kategorien aufgebrochen. Dies geschieht durch eine Zeile-für-Zeile, oder Wort-für-Wort Analyse. Diese sehr genaue Vorgehensweise verhindert wichtige Kategorien zu übersehen. Falls manche Interpretationen nicht stimmig sind, können sie in einer späteren Phase korrigiert werden (vgl. Strauss 1991, 58-62). Es ist wichtig, eine Distanzierung von den Daten zu erreichen, um ein wissenschaftliches Verstehen und Theorien entwickeln zu können, die sich auf die Phänomene, die im Material sichtbar werden, beziehen (vgl. Strauss 1994, 59). Als Forscher sollte nicht davon ausgegangen werden, dass eine Variable wie Geschlecht oder Alter für die Analyse relevant ist, solange sie sich nicht anhand des Materials als relevant erwiesen hat (vgl. Strauss 1994, 62). Es ist unnötig in dieser Phase der Interpretation Angst zu davor zu haben, dass die Kodierergebnisse nur eigene Einstellungen widerspiegeln, da die Codes nur vorläufig festgelegt sind und später noch einmal überarbeitet werden, wobei sich herausstellt, ob die Codes brauchbar sind oder nicht (vgl. Strauss 1994, 101).

2. Das axiale Kodieren

In dieser Phase des Kodierens werden einzelne Kategorien angereichert und ausgearbeitet. Das axiale Kodieren stellt eine Übergangsphase vom offenen zum selektiven Kodieren dar. In ihr werden Verbindungen zwischen den einzelnen Kategorien hergestellt, die vielleicht bereits in der ersten Phase angedacht waren (vgl. Strauss 1991, 63). In dieser Phase kann der/die Forscher/in intensiver und konzentrierter auf einzelne Kategorien hin kodieren, wodurch ein dichtes Beziehungsnetz gebildet wird, das sich um eine mögliche Schlüsselkategorie herum aufbaut (vgl. Strauss 1994, 101). Beim Kodieren ist es wichtig, systematisch über Daten nachzudenken, sie mit Konzepten zu verbinden und sie in komplexer Form miteinander in Verbindung zu setzen (vgl. Strauss/Corbin 1996, 78). Während des Forschungsprozesses soll dafür gesorgt wer-

den, dass Daten je nach Relevanz für die Phänomene kodiert werden. Die erstellten Hypothesen müssen anhand der Daten verifiziert werden, Eigenschaften der Kategorie und der Subkategorien gesucht und die dimensionale Einordnung der Daten erledigt werden (vgl. Strauss/Corbin 1996, 86).

3. Das selektive Kodieren

Diese Phase wird von Strauss/Corbin (1996) folgendermaßen definiert: Es handelt sich hier um den „Prozess des Auswählens der Kernkategorie, des systematischen In-Beziehung-Setzens der Kernkategorie mit anderen Kategorien, der Validierung dieser Beziehungen und des Auffüllens von Kategorien, die einer weiteren Verfeinerung und Entwicklung bedürfen“ (Strauss/Corbin 1996, 94). Nur durch das Herstellen der Verbindungen ist es möglich eine Schlüsselkategorie zu erstellen, der alle anderen Kategorien, die einen signifikanten Bezug zu der Schlüsselkategorie haben, untergeordnet werden (Vgl. Strauss 1991, 63). Im Kodiervorgang kommt es dazu, dass Fragen sowohl weiterverfolgt als auch generiert werden, dass Daten aufgebrochen werden, um auf eine höhere Abstraktionsebene zu gelangen. Durch das Verfahren des Kodierens kann eine Schlüsselkategorie entdeckt werden (vgl. Strauss 1994, 91).

Diese drei Arten des Kodierens sind aufeinander aufbauend, es kann jedoch in der Übergangsphase von einer in die andere zu einem Hin und Her zwischen den Phasen kommen. Während des Kodierens wird zwischen induktivem und deduktivem Denken hin und hergependelt. Durch die Arbeit mit den Daten werden induktiv Aussagen über Beziehungen, mögliche Eigenschaften und Dimensionen getroffen. Anschließend wird versucht das Abgeleitete anhand der Daten zu verifizieren. Es entsteht ein ständiges Wechselspiel von Aufstellen und Überprüfen von Hypothesen (vgl. Strauss/Corbin 1996, 89).

Im Mittelpunkt bei einer Auswertung nach Grounded Theory steht das Interesse, durch Interpretation aus den gesammelten Daten soziale Phänomene zu verstehen (vgl. Lueger 2000, 223). Wichtige Leitsätze in der Interpretation sind:

Interpretation nach Grounded Theory hebt den verstehenden Zugang zum Datenmaterial hervor, dies bedeutet, dass:

- sich die Datenerhebung von den entstehenden Interpretationen leiten lässt
- konzeptionell dichte Beschreibungen benötigt werden
- und dass eine detaillierte und intensive Datenanalyse vorgenommen werden muss, um die Komplexität des Feldes aufdecken zu können (Lueger 2000, 223).

Durch theoretische Sensibilität können Daten auf neue Weise gesehen werden, ihr Potenzial für die Entwicklung einer Theorie kann erforscht werden (vgl. Strauss/Corbin 1996, 27). Sie kann aus verschiedenen Quellen erworben werden: aus Literatur, aus beruflicher sowie aus persönlicher Erfahrung, aber auch während des Forschungsprozesses (vgl. Strauss/Corbin 1996, 25-30). Ein Gleichgewicht zwischen dem, was vom Forscher kommt, und dem, was in den Daten vorkommt, kann folgendermaßen gehalten werden:

- durch fragen, was passiert
- durch eine skeptische Haltung gegenüber Kategorien und Hypothesen. Sie sollen immer wieder anhand der Daten überprüft werden (vgl. Strauss/Corbin 1996, 30).

Im nächsten Kapitel werde ich meine InterviewpartnerInnen genauer vorstellen und im Anschluss daran werden die Ergebnisse präsentiert, dies geschieht nicht in einer Einzelfalldarstellung, sondern in einer Vergleichenden Darstellung, da meine Fragestellung nicht biographischer Natur ist. Ich habe die Interviews analysiert und den unterschiedlichen Textstellen Codes (eine Art Überschrift für die Textstelle) zugeordnet. Anschließend wurden ähnliche Codes von beiden InterviewpartnerInnen miteinander in Verbindung gebracht. Durch dieses Zuordnen entwickelten sich Kategorien, die alle Codes, die ihnen untergeordnet sind, beschreiben. Die Schlüsselkategorie konnte durch das systematische Ordnen dieser Kategorien gewonnen werden. Die Hauptkategorie stellt die der Differenzerfahrungen dar. Als Teil davon sehe ich die Rassismuserfahrungen, die sich noch einmal in Alltagsrassismus und struktureller Rassismus aufteilen.

Da ich eines der beiden Interviews auf Französisch geführt habe, werde ich die französischen Originalzitate in der Fußnote hinzufügen.

7. Porträts

Benjamin

Benjamin kommt aus B-Land und ist in einer der größten Städte in seinem Land aufgewachsen. Er ist 23 Jahre alt und lebt seit drei Jahren mit seinem Bruder in der großen Universitätsstadt A-Stadt. Für ihren Vater war klar, dass seine Söhne in Europa studieren sollen. Da A-Stadt einige Jahre zuvor zu einer der besten Universitätsstädte in Europa gewählt wurde, beschloss er seine Söhne dorthin zu schicken. Es war für sie

möglich in A-Stadt zu studieren, da ihr Vater in einem EU-Staat, D-Land, lebt und arbeitet und daher genug Geld verdient, um Benjamin und seinen Bruder finanziell zu unterstützen. Allerdings beschloss ihr Vater nach einiger Zeit sie nicht mehr zu unterstützen, und sie mussten für sich selbst sorgen, was sich als sehr schwer herausstellte, da es ihnen durch ihr Studentervisum nicht erlaubt ist zu arbeiten. Während des Interviews wird nicht klar, warum ihr Vater ihnen keine finanzielle Unterstützung mehr zukommen lässt. Es scheint jedoch so, dass er, bereits als Benjamin drei Jahre alt war, nach D-Land gegangen ist und nur während seines Urlaubs für dreißig Tage im Jahr nach B-Land gefahren ist, um seine Familie zu besuchen. Das heißt, der Kontakt kann nicht sehr stark gewesen sein. Wenn Benjamin von seiner Familie erzählt, geht es hauptsächlich um seine Mutter, die für ihn sehr wichtig ist. Als Benjamin erklärt, warum er nicht nach D-Land gegangen ist, um zu studieren - da es naheliegender wäre, weil sein Vater dort lebt - meint er, dass sein Vater sehr viel arbeitet und keine Zeit für sie hätte, doch seine Schwester lebt schon seit fünf Jahren bei ihrem Vater. Über seine Geschwister gibt er nicht viele Informationen. Es ist klar, dass er einen Bruder hat, der mit ihm nach Österreich gekommen ist, dann haben sie einen älteren Bruder, der noch in B-Land lebt, und eine jüngere Schwester, die Benjamin als seine Lieblingsschwester bezeichnet. Seine Mutter ist Universitätsdozentin an derselben Universität in B-Land, an der auch sein älterer Bruder unterrichtet. Sie haben ein sehr enges Verhältnis, was er unter anderem darin begründet sieht, dass sie eigentlich alleinerziehend war, da sein Vater so gut wie nie in B-Land war. Benjamin beschreibt seine Mutter als sehr liebevoll, intelligent und tolerant.

Clarice

Clarice kommt aus C-Land und kam für ein Doktoratsstudium nach A-Stadt, das sie bald beenden wird. Mittlerweile ist sie schon vier Jahre in Österreich. Ihr Leben hier wird von einem Stipendium finanziert. Sie ist 29 Jahre alt, verheiratet und hat eine Tochter, die, kurz bevor sie nach Österreich gekommen ist, zur Welt kam. Sie hat ihr Studium bereits beendet und unterrichtete in C-Land vor ihrem Studienaufenthalt in A-Stadt. Sie war allerdings nicht vollkommen zufrieden und beschloss ein Doktoratsstudium zu beginnen. Doch in C-Land fand sie nicht die Gegebenheiten, die sie dafür benötigt hätte. Die Labore waren nicht gut genug ausgestattet, weshalb sie an verschiedene Universitäten schrieb und um einen Platz in ihren Labors bat. Als sie den Platz in Österreich bekam, war sie sehr erleichtert, da sie lange gesucht und viele Absagen erhalten hatte. Doch als sie nach A-Stadt kam, wurde ihr bald klar, dass sie sich nicht wohl fühlt und ihre Familie sehr vermisst. Als ich sie bitte, etwas mehr über ihre Familie zu erzählen, beginnt sie wieder damit zu erzählen, dass sie einen Ehemann

und ein Kind hat, schweift dann aber wieder ab und erklärt, dass es schwer ist für sie, weil ihre Familie sie nicht besuchen darf. Es wird jedoch klar, dass ihr Ehemann sehr verständnisvoll ist, da er sie für vier Jahre nach Österreich gehen ließ und es als Möglichkeit für sie alle gesehen hat. Auf die Frage nach ihren Eltern, sagt sie, dass sie nicht in derselben Stadt leben, aber trotzdem ein enger Familienzusammenhalt existiert, den sie hier in A-Stadt vermisst. Wahrscheinlich versucht sie nicht zu viel über ihre Familie zu sprechen, da es sie sehr traurig macht, darüber nachzudenken, dass sie nicht bei ihnen sein kann. Das Interview mit Clarice wurde auf Französisch geführt.

8. Differenzerfahrungen

In diesem Teil werden Erfahrungen zusammengetragen, in denen die interviewten Personen sich oder ihre Umwelt als „anders“ erfahren haben. Das heißt, sie haben etwas getan, anschließend eine Reaktion auf ihr Handeln erlebt, die implizierte, dass ihr Handeln „nicht normal“ war. Es kann jedoch auch sein, dass ein Mensch in Zusammenhang mit ihnen etwas tut, da sie als „anders“ wahrgenommen wurden. Ein Teil hiervon werden Unterschiede zwischen ihrem Heimatland und Österreich sein. Das heißt, dass sie ihre Umwelt als anders wahrnehmen, aber auch, dass sie als jemand wahrgenommen werden, der in Österreich anders ist. Diese Kategorie stellt die Schlüsselkategorien dar: hierunter werden mehrere aus den Interviewziten gewonnene Kategorien zusammengefasst, die im folgenden als Überschriften fungieren.

8.1 Leben in einem „fremden“ Land

Durch die Migration meiner InterviewpartnerInnen verändern sich viele Aspekte ihres Lebens. Einerseits stellen sie Differenzen im Bereich ihres neuen sozialen Umfelds fest, andererseits fühlen sie sich auch in einer völlig neuen „Kultur“. Begonnen wird mit Erfahrungen des Fehlens eines gewohnten sozialen Umfelds in Österreich. Unter sozialem Umfeld verstehe ich hier sowohl Familie als auch Freunde, die durch die Migration nach Österreich nicht mehr in der Nähe meiner InterviewpartnerInnen sind und nicht jederzeit besucht werden können oder mit ihnen gesprochen werden kann. Sie kommen aus ihrem gewohnten Umfeld in eine gewisse soziale Isolation.

„also wir haben **niemand** gekannt es war wir können nicht lesen, aber Gott sei Dank haben wir jemand aus B-Land getroffen er wohnt hier seit 25 Jahren oder so (I: mhm)

(2) er unterrichtet auch auf der Uni A-Stadt B-Wissenschaften (3) dann haben wir ihn angerufen ja es ist so dunkel es gibt nichts, da sagt er ja les einmal also kannst du einmal ein paar Wörter lesen von diesem Brief (I: mhm) [...] und, wir waren total Neue also wir haben niemand gekannt außer ihm, außer nur diese einzige Person ja (2)“ (B4/26-34)

Niemanden zu kennen stellt einen großen Unterschied im Vergleich mit Benjamins vorherigem Leben dar. Er hat kein soziales Umfeld - Freunde, Familie - auf das er in Notsituationen zurückgreifen kann. Durch die Wiederholung des „niemand“ verstärkt er sein Gefühl, in der Situation wirklich niemanden gehabt zu haben, der ihnen helfen kann. Allerdings stellt sich heraus, dass sie doch jemanden gekannt haben, der ihnen ein bisschen helfen konnte. Einer, der aus demselben Land kommt wie die beiden, zu dem er Bezug hat, da er an derselben Fakultät unterrichtet, an der Benjamin studiert. Es ist etwas unklar, ob Benjamin ihn bereits früher getroffen hat oder zufällig als er in der Notsituation gewesen ist. Da er ihn allerdings anschließend anruft, nehme ich an, dass er ihn bereits früher kennen gelernt hat, und in der Situation auf dessen Deutschkenntnisse zurückgreift. Was auffällt, ist, dass Benjamin nur in der wir-Form spricht, es ist unwahrscheinlich, dass sowohl sein Bruder als auch er gleichzeitig mit dem Helfer telefoniert haben. Doch möglicherweise fühlte er sich dadurch, dass sein Bruder auch anwesend war, nicht ganz so hilflos. Die Beschreibung des Helfers begrenzt sich auf die Dauer seines Aufenthalts in Österreich und auf seine berufliche akademische Laufbahn. Hier versucht Benjamin vielleicht einen Bezug zur Interviewerin herzustellen, von der er weiß, dass sie, ebenso wie er selbst, studiert. Deshalb ist es möglicherweise für sie interessant, dass der Helfer aus B-Land ebenfalls an der Universität A-Stadt arbeitet. Ein weiterer Bezug ist, dass der Helfer an der Studienrichtung unterrichtet, die Benjamin studiert. Diese Information, die wie ein Einschub erscheint da vorher und nachher Pausen sind, scheint sowohl Benjamin mit dem Helfer in Verbindung zu bringen – nicht nur über dasselbe Herkunftsland - als auch die Interviewerin mit dem Helfer über die Universität. Dass sie niemanden gekannt haben, scheint ihn belastet zu haben, da er am Ende seiner Erzählung noch einmal erwähnt: „außer ihm“ haben sie niemanden gekannt, und durch die Verstärkung „nur diese einzige Person“ erscheint die Situation, in der sie sich befunden haben, noch dramatischer.

Auch für Clarice ist das Fehlen eines sozialen Umfelds schwierig, obwohl sie nicht in so einer schlimmen Situation war wie Benjamin.

„Ich glaube diese soziale Seite das ist was mir am meisten fehlt uns Studenten (I: mhm) (3) besonders Studenten die für die Forschung gekommen sind (I: mhm) (2) [...]

aber wenn du schon eine Familie hast und für die Forschung kommst (2) es ist wirklich“ (C11/3-7)⁶

Für Clarice stellt die Trennung von ihrer Familie ein großes Problem dar. Sie hat genau wie Benjamin hier niemanden, den sie kennt, außer ihren Professor an der Universität. Sie wiederholt immer wieder während des Interviews, dass es schwer sei, dass es hart sei bzw. am Ende des vorigen Zitats sagt sie nicht, wie es ist, aber „es ist wirklich“, sie überlässt es der Interviewerin diesen Satz zu Ende zu denken. Doch es ist klar, dass es keinen Spaß macht, von der eigenen Familie getrennt zu sein. Zu Beginn des Zitats spricht sie von sich persönlich, dass ihr die soziale Seite - also ihre Familie - am meisten fehlt, dann wechselt sie aber ins allgemeine, „wir Studenten“. Sie schließt sich selbst allerdings auch mit ein in dieses „wir Studenten“. Dann spezifiziert sie diese Gruppe von Studenten noch einmal und zwar die Gruppe, die für die Forschung gekommen ist. Hier sagt sie zwar nicht mehr „wir Studenten“, die für die Forschung gekommen sind, allerdings wissen sowohl die Interviewerin als auch die Erzählerin, dass sie eine von ihnen ist. Anschließend verallgemeinert sie noch einmal, sie verwendet „du“. Mit diesem „du“ könnte sie einerseits bezwecken, dass sich die Interviewerin in sie hineinversetzen kann, andererseits stellt sie damit eine Distanz zwischen sich selbst und der Situation des Alleinseins in Österreich, des Abgeschnittenseins von ihrer Familie her.

„also eigentlich ist das wirkliche Problem dass du von deiner Familie abgeschnitten bist auch und,“ (C2/26-27)⁷

Wie bereits in dem Zitat von Clarice weiter oben, sieht das eigentliche Problem während ihres Studienaufenthalts in A-Stadt darin, dass sie nicht bei ihrer Familie sein kann. Diese Feststellung tritt im Laufe des Interviews mehrmals auf. Auch hier verwendet sie wieder das „du“, um sich selbst etwas zu distanzieren und der Interviewerin die Identifikation mit ihr zu erleichtern.

Auch Benjamin hatte am Anfang seiner Migration nach Österreich Heimweh, doch im Gegensatz zu Clarice hat sich seine Einstellung gegenüber Österreich im Laufe der Zeit geändert.

„das war auch so viel in eine neue Kultur zu tauchen es war nicht so einfach (I: mhm) weil hier ist es fast, ich weiß jetzt nicht wie viele tausend Kilometer weg von zu Hause von meinem zu Hause es ist etwas Neues am Anfang war ich so traurig hab ich gedacht oh mein Gott wenn, wenn kein Flug mehr gegeben wie wie kann ich zu Hause zurückkehren wie kann ich das machen, dann bin ich, dann werde ich hier sterben oh mein

⁶ « je crois ce côté sociale c'est ça qui me manque le plus nous étudiants (I : mhm) (3) surtout étudiants qui venions par la recherche (I : mhm) (2) [...] mais déjà quand tu as une famille tu viens pour la recherche (2) c'est vraiment » (C11/3-7)

⁷ « donc c'est en fait le vrai problème c'est à dire tu es coupé de ta famille aussi et, » (C2/26-27)

Gott, wo bin ich ich hab fast geweint ich hab voll geweint aber jetzt bin ich gewohnt (I: mhm)“ (B15/12-17)

Als ersten neuen Punkt im neuen Land erwähnt er die „Kultur“, wobei er nicht näher darauf eingeht was an der „österreichischen Kultur“ anders ist als an der „Kultur“ aus B-Land. Er spricht auch nicht davon, dass er sie erlebt oder dass er sie kennen lernt, sondern er taucht direkt ein wie in Wasser. Es ist wie eine Metapher, wenn man in kaltes Wasser geworfen wird erschrickt man, man kann für kurze Zeit nicht atmen, weiß nicht was man machen soll. Dieses Eintauchen schien für ihn schwer zu sein, er sagt dazu, dass es „auch so viel“ war und „nicht so einfach“. Ein weiterer Punkt der anders ist, als zu Hause zu sein, ist die geographische Entfernung, Österreich liegt sogar auf einem anderen Kontinent. Zuerst erzählt er, dass es weit weg ist „von zu Hause“, dann spezifiziert er es noch einmal auf „von meinem zu Hause“. Benjamin sagt, dass er am Anfang traurig war, dass er so weit von seinem zu Hause weg war. Am Ende des Absatzes spricht er davon, dass er es jetzt gewohnt ist, was sich allerdings nicht wirklich positiv anhört, eher resigniert. Interessant ist auch, dass er Angst hatte nie wieder nach Hause zu kommen, wenn es keine Flüge mehr geben sollte und er dann in Österreich sterben müsse. Er denkt nicht daran, dass es theoretisch auch möglich ist auf anderen Wegen nach B-Land zu kommen, wie zum Beispiel mit dem Schiff, Bussen oder Zügen. Doch der Gedanke in Österreich sterben zu müssen, scheint ihm unerträglich, denn er erzählt, dass er fast geweint habe bzw. dass er sehr geweint hat.

8.2 Ausgenutzt werden

Dadurch, dass sie niemanden kennen, wissen sie auch nicht wem sie vertrauen können, wodurch es anderen Menschen erleichtert wird sie auszunutzen. Clarice hat Glück gehabt und wurde nicht ausgenutzt, Benjamin dafür umso mehr.

Bereits als Benjamins Vater nach A-Stadt kam, um sich für seine Kinder an der Universität zu informieren, wird er von einem Mann aus F-Land, der auch aus Afrika kommt, ausgenutzt. Dieser bietet ihm Hilfe an und nimmt für jede Kleinigkeit Geld.

„aber er hat zufällig einen Typ aus F-Land getroffen (2) [...] und er hat so Studenten von Afrika (2) ahm geholfen nach nach ah Österreich zu schaffen (I: mhm) also er hat denen, denen so eine Unterkunft (2) und mit alle Unisachen allen möglichen Papieren, geholfen aber trotzdem muss man viel zahlen, also das heißt also jedes einzige Gebühren also jedes einzige Schritt (I: mhm) muss man, ahm, dafür zahlen (I: okay) das heißt wenn er zum Beispiel für dich also wir waren damals (I: an ihn musst du das zahlen) ja (I: mhm) und deswegen mein Vater hat so **viel** Geld bezahlt (2) unglaublich viel Geld“ (B1/40-47)

An der Universität hat sein Vater einen Mann, John, aus F-Land kennen gelernt, der es sich zur Aufgabe gemacht hat Studenten aus Afrika nach Österreich zu bringen. Allerdings war diese Hilfe keineswegs kostenlos, es musste für jeden einzelnen Schritt extra bezahlt werden. Dass sein Vater dafür so viel Geld ausgegeben hat, sieht Benjamin im Nachhinein eher negativ, denn es war seiner Meinung nach zu viel Geld, das sie gezahlt haben, „unglaublich viel Geld“. Benjamin spricht davon, dass John Studenten geholfen hat nach Österreich zu kommen, allerdings nicht, dass er ihm auch geholfen hat. Er sagt „denen“ hat er geholfen mit allen Unisachen, doch wahrscheinlich hat er ihm und seinem Bruder genauso geholfen. Zuerst als er davon spricht, dass für jeden einzelnen Schritt bezahlt werden muss, sagt er „man“, das heißt, hier verallgemeinert er noch, doch am Schluss des Zitats formuliert er es doch so, dass sein Vater so viel zahlen musste.

„aber das war so ein, es war selber ein **großer** Fehler weil wir könnten das irgendwie, ohne ohne ihn auch schaffen es geht immer so, es ist ganz leichter irgendwie es ist nicht so so es ist schon kompliziert aber, nicht so, man muss nicht so viel Geld zahlen, und wenn man dann einen falschen Weg, ahm, nimmt, dann es ist so“ (B3-4/50-3)

Ein weiterer Grund dafür, dass Benjamin denkt, dass es zu viel Geld gewesen ist, ist, dass er der Meinung ist, dass sie es auch selbst geschafft hätten. Er betont noch, dass es ein „großer Fehler“ gewesen sei. Es scheint, als ob das Geld eine wichtige Rolle spielen würde und es nicht so einfach gewesen ist, es aufzubringen. Benjamin meint, dass es sicher kompliziert gewesen wäre, aber sie (sein Bruder und er) hätten es geschafft und wenn sie etwas falsch gemacht hätten, wäre es auch nicht schlimm gewesen, aber sie hätten nicht so viel Geld verloren.

Obwohl seine Familie von John ausgenutzt worden ist, spricht er während seiner Erzählung nie mit einer negativen Bewertung über ihn. Er erzählt einfach was passiert ist:

„ja dann der Typ aus F-Land, also der, so ein Filmer halt, hat uns so keine Ahnung eine Broschüre, so einen Katalog geschickt“ (B2/10-12)

„**der** der F-Länder sozusagen er war er hat das so, so wie eine Firma aber diese Firma war illegal (I: mhm) weil er hat über 20 Studenten in einer Wohnung gemeldet“ (B3/25-27)

„**der** der F-Länder hat sofort zu Boku gewechselt (2) dann als ich hier gekommen bin da habe ich er hat mich, mir auf der Boku inskribiert, oida dachte ich mein Gott was soll ich jetzt machen, Mensch das interessiert mich überhaupt net“ (B4/16-18)

Er wird immer mit „der F-Länder“ betitelt. In den letzten beiden Zitaten betont er das erste „der“ und setzt dann mit „der F-Länder“ nach. Nur im ersten Zitat sagt er „der Typ aus F-Land“. Einerseits beschreibt er zwar auch den Beruf des „F-Länders“, aber es scheint Benjamin eher zu seiner Beschreibung wichtig oder einfacher, ihn als „F-Länder“ zu bezeichnen. Diese Bezeichnung könnte auch eine Art Band zwischen ihm und Benjamin darstellen, da sie beide aus Afrika kommen. Da er immer wieder das

Herkunftsland von John betont, könnte es darauf hindeuten, dass für ihn diese Verbindung eine Rolle gespielt hat. Interessant ist, dass dadurch, dass „der F-Länder“ die Migration von Afrika nach Europa bereits geschafft hat, ein Vertrauen von Benjamin in ihn gesetzt wird, das allerdings enttäuscht wird. Es wird zwar Hilfe angeboten, allerdings nur zum eigenen Nutzen des F-Länders, der damit Geld verdient.

„also ich hab das, meine erste Job in A-Stadt war so Flyer verteilen und ich hab so ein bei **Afrikaner**, Flyer verteilt (3) ja ich konnte nicht so **viel** wissen, also ich hab nicht so viel gewusst also über wie g- wie geht das mit Arbeit und Arbeitsrechte und sowas (I: mhm) ich war nur bei african communities und sowas ich hab so Afrikaner, Freunde (I: mhm) und dann hab ich da Arbeit gefunden und der hat gesagt ja bei J-Straße, sagt er kannst du, bei mir Flyer verteilen ja wie viel kostet wie viel willst du mir zahlen ja 70 Euro pro Woche (3) für 70 Euro pro Woche dann jeden Tag dann muss ich 5 Stunden, arbeiten (2) schau ma mal 5 zweimal“ (B12/42-49)

Hier ist interessant, dass er keine genaue Angabe über die Herkunft des „Afrikaners“, bei dem er Flyer verteilt hat gibt, im Gegensatz zu dem „F-Länder“. Benjamin war neu in Österreich und wollte arbeiten. Da es auf legalem Weg nicht möglich war, hat er es mit Flyer verteilen versucht. Allerdings stellt er jetzt im Rückblick fest, dass er zu wenig informiert gewesen ist. Er hat diesem Menschen vertraut, da er ihn bei einer „african community“ kennengelernt hatte. Es ist nachvollziehbar, dass Benjamin gedacht hat, dass Menschen, denen das Leben in Österreich schwer gemacht wurde, jetzt, da es ihnen besser geht, anderen Menschen, die das alles noch vor sich haben, helfen wollen. Doch leider geschieht das genaue Gegenteil und das Unwissen von Benjamin wird erneut ausgenutzt.

Er versetzt sich während der Erzählung in die Situation von damals und in ihr Gespräch, es kommt zu einem hin und her von Chef und Benjamin. Interessant hier ist, dass Benjamin fragt wie viel er ihm zahlen will. Er hat keine Vorstellung was einem „normalen“ Flyerverteilerlohn in Österreich entspricht. Für ihn schienen 70 Euro pro Woche viel Geld. Dass das einem Stundenlohn von 2,80 entspricht, wurde ihm erst später bewusst.

8.3 Finanzielle Situation

Das Ausgenutzt werden im Arbeitsleben wird dadurch ermöglicht, dass es ausländischen Studierenden nicht erlaubt ist in Österreich zu arbeiten, wodurch finanzielle Probleme entstehen. Aber auch Clarice, die ein Stipendium bekommt findet, dass das Geld das sie bekommt, nicht ausreicht.

„Es stimmt dass ich die Unterstützung der österreichischen Regierung habe darum habe ich diese Finanzierung die mir erlaubt meine Miete zu zahlen die mir erlaubt mich (2) auf jeden Fall **knapp zum Leben** (l: mhm) also es ist knapp knapp zum Leben.“ (C2/16-19)⁸

In C-Land hatte Clarice keine finanziellen Probleme oder das Gefühl, dass sie sich einschränken müsse, da sie bereits gearbeitet hat. Nun in Österreich sieht sie das Geld, das sie über ihr Stipendium bekommt als zu wenig an, es reicht gerade zum Leben, aber mehr ist nicht möglich. Sie scheint mit einer Aufzählung von Dingen, die sie sich durch das Stipendium leisten kann beginnen zu wollen, wobei sie bei der Miete anfängt. Anschließend will sie noch etwas darüber sagen was es ihr ermöglicht, bricht dann allerdings ab und meint, dass es gerade so zum Leben reicht. Es scheint für sie wichtig zu sein, dass sie jemandem mitteilen kann, dass das Geld, das sie bekommt, gerade ihre täglichen Ausgaben deckt. Dies wird deutlich als sie noch einmal wiederholt, dass das Geld knapp zum Leben reicht wobei sie das „knapp“ ebenfalls wiederholt. Wofür sie mehr Geld braucht wird im folgenden Zitat klar:

„Die Flugtickets sind teuer (l: mhm) wenn du entscheidest es ist nicht möglich 900 Euro zu verdienen es ermöglicht dir ein Flugticket um um um 1200 1300 Euro zu zahlen (l: mhm) es ist wirklich unmöglich“ (C2/24-26)⁹

Sie bräuchte also mehr Geld, um sich die Flugtickets nach Hause leisten zu können. Auffällig ist, dass sie nicht mehr von sich selbst spricht, sondern auf „du“ gewechselt ist. Wenn sie beschließt, sich ein Flugticket zu kaufen, ist es trotzdem nicht möglich, da der Preis über ihrem monatlichen Einkommen liegt. Eigentlich scheinen 900 Euro für ein Stipendium in Österreich eher großzügig bemessen, die meisten Studierenden werden über weniger Geld pro Monat verfügen. Das Problem bei Clarice ist, dass sie ihre Familie in C-Land besuchen möchte, was sehr teuer ist. Ein anderer Grund warum es ihr wenig erscheint, könnte sein, dass sie in ihrem Heimatland bereits gearbeitet hat und dadurch über mehr Geld verfügen konnte. Ein Flugticket zu kaufen, scheint für sie eine ausweglose Situation zu sein, denn sie wiederholt am Ende dieses Zitats, dass es unmöglich sei.

Auch Benjamin hat finanzielle Probleme, wobei diese schwerwiegender sind als die von Clarice. Er bekommt keinerlei finanzielle Unterstützung mehr, weshalb er selbst für sich sorgen muss.

⁸ « c'est vrai que j'ai le soutien du gouvernement autrichien donc j'ai ce financement, qui me permet de payer mon loyer qui me permet de me (2) en tout cas, **juste pour vivre quoi** (l: mhm) donc c'est juste juste pour vivre » (C2/16-19)

⁹ « les billets d'avions sont chers (l: mhm) si tu décides c'est ne pas possible de gagner 900 euros il te permet de payer un billet d'avion de de de 1200 1300 euro (l: mhm) c'est carrément impossible » (C2/24-26)

„aber du weißt schon selber dass auf der Uni, es gibt es ist unmöglich dass jedes Semester alle Prüfungen zu machen, oder alle Übungen fertig zu zu schließen es geht nicht, es geht einfach **nicht**, wenn du, ich kenne so ein paar Leute die so **voll** Unterstützung von Familie be-, sie bekommt Geld von ihre Oma, sie bekommt Geld von ihre Opa sie bekommt, Geld von Mama sie bekommt von Freund von Mama sie bekommt Geld von Papa (I: mhm) [...] sie sagt, sie guckt nicht an nach Preis sondern was sie braucht (I: mhm) sie nimmt einfach, und beim Zahlen wenn sie nicht so Cash hat, sie zahlt mit Bankomat oder so (I: mhm) siehst du, aber ich muss so genau gucken ja was brauch ich so, mhh clever Produkte, ah gibt's keine clever (enttäuschtes Seufzen) (I und E lachen)“ (B9/36-46)

Folgen der fehlenden Unterstützung sieht Benjamin darin, dass es für ihn nicht so einfach ist Prüfungen zu absolvieren oder Übungen abzuschließen. Er wiederholt, dass es nicht geht, wobei er beim zweiten Mal auch noch das nicht betont. Er beginnt mit einer Erklärung warum es nicht geht, bricht dann aber ab und beginnt von Leuten zu erzählen, die finanzielle Unterstützung von ihrer Familie bekommen. Hierfür gibt er als Beispiel eine Freundin, von der er alle Geldquellen aufzählt: Oma, Opa, Mama, Freund von Mama, Papa. Er hätte auch gerne diese Unterstützung, denn beim Einkaufen nimmt sie einfach was sie will, ohne auf den Preis zu achten. Benjamin jedoch muss genau schauen, was er braucht und was er sich leisten kann, und wenn es keine Clever-Produkte mehr gibt, hat er Pech gehabt. Seine Freundin muss sich keine Gedanken um Geld machen. Was für ihn wichtig scheint ist, dass sie wenn sie nicht genug Bargeld hat, einfach mit ihrer Bankomatkarte zahlen kann. Dies ist ebenfalls ein Zeichen für das leichte Leben der Freundin. Sie muss sich keine Sorgen machen, dass sie das, was sie kaufen möchte nicht kaufen kann, auf ihrem Konto wird schon genug Geld sein. Es scheint als könne er nicht auf den Luxus einer Bankomatkarte zurückgreifen, wenn er nicht genug Bargeld bei sich hat. Ansonsten hätte er dieses eigentlich ganz normale Einkaufsverhalten wahrscheinlich nicht näher ausgeführt. Er muss für sein Visum jedes Jahr nachweisen, dass er einen bestimmten Eurobetrag (ca. 4800 €) auf seinem Konto hat. Allerdings ist dieses Geld wahrscheinlich nicht seines, oder nur ein Teil davon. Er kann es auf jeden Fall nicht ausgeben, da er im kommenden Jahr wieder diese große Menge an Geld vorweisen muss. Deshalb muss er irgendwie an Geld kommen, um sich seine Miete und Essen leisten zu können. Das heißt, er muss Arbeit finden und dieser „Überlebensdrang“ ist immer im Hintergrund seines Denkens, weshalb er nicht alle Prüfungen und Übungen absolvieren kann. Ein weiterer Grund ist der, dass er durch die Arbeit nicht so viel Zeit zum Lernen hat wie Studierende, die nicht arbeiten müssen, um sich ihr Leben und Studium zu finanzieren. Obwohl sein Leben durch die fehlende finanzielle Unterstützung sehr erschwert wird, sieht er die Schuld hierfür nicht bei seiner Mutter, die es sich nicht leisten könnte, ihn zu unterstützen, sondern indirekt bei seinem Vater.

„sie kann nicht sie kann nur nicht so jedes Monat Geld von B-Land hierher schicken, das ist blöd (l: mhm) es hat auch keinen Sinn weil es ist auch so viel, ja (2)“ (B10/40-41) Für seine Mutter wäre der Geldbetrag, den Benjamin pro Monat benötigt viel zu hoch, obwohl sie Universitätsdozentin ist, wird sie im Vergleich mit österreichischen Einkommen sehr wenig verdienen. Lediglich sein Vater, der in Europa arbeitet, könnte diese Summe erübrigen, da es für ihn nicht so viel Geld wäre. Zu Beginn von Benjamins Studium hat der Vater das auch gemacht, es geht aus seiner Erzählung nicht hervor, warum es jetzt nicht mehr so ist.

„Zeit ist so eine, auf der Uni selber gibt's, ich hab jetzt so viel Arbeiten zu schreiben ich hab bis jetzt 15 es fehlt mir 15 Seiten plus 8 Seiten das heißt das ist über 20 Seiten muss ich bis **Ende** Juli, abgeben (2) das heißt ich muss Texte lesen und analysieren [...] es geht sicher nicht, es ist so viel ich muss auch nebenbei irgendwas, so (2) so daily break suchen, ich muss auch irgendwie irgendeine Arbeit suchen irgendwas so, ab 5 Euro pro Woche mindestens, damit ich so **überleben** kann (l: mhm) es ist es ist net so einfach (l: ja) [...] Würstchen verkaufen kann ich auch nicht weil Zeit das es geht immer um Zeit (l: ja) aber ich hab, hab Geduld, ich bin so ein geduldiger Mensch, weil eben dieses Wort selber **Geduld** wenn du du wegnimmst dann bekommst du Geld (l lacht) wenn du Geduld hast“ (B9/11-21)

Er sieht im Moment nicht mehr genug Zeit um seine Arbeiten zu schreiben, was durch die Betonung von „Ende Juli“ (Interview wurde Ende Mai geführt) deutlich wird. Es scheint ihm zu viel zu sein, gleichzeitig Arbeit zu suchen und seine Seminararbeiten zu schreiben. Seine Anforderungen an den Job sind offensichtlich nicht sehr hoch, wenn er meint, dass 5 Euro pro Woche reichen würden, wobei er sich vielleicht versprochen hat, denn von 5 Euro die Woche ist es unmöglich zu leben. Interessant und gleichzeitig erschreckend ist, dass er von „überleben“ spricht. Es ist allerdings eine Tatsache, dass es bei ihm wirklich ums Überleben geht. Er verfügt über keinerlei finanzielle Unterstützung, soll sich aber eine Wohnung und das Notwendigste, was zum Leben benötigt wird, leisten können. Das Problem ist, dass er zwar Arbeit sucht, sie darf aber nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen, da er sonst nicht mehr genug Zeit für sein Studium hat. Benjamin spricht sich selbst Mut zu, indem er betont, dass er Geduld hat, wozu er sich einen kleinen Trick ausgedacht hat. Er schlussfolgert, dass - wenn man Geduld hat - man auch irgendwann Geld haben wird, da das Wort Geld in Geduld steckt. Wenn man täglich darüber nachdenken muss, wie man am nächsten Tag etwas zu essen bekommen kann, ist es unmöglich, sich auf sein Studium zu konzentrieren. Er führt hier in Österreich einen Überlebenskampf, hat aber trotzdem seine positive Einstellung nicht verloren, was durch seinen Scherz mit dem Wort Geduld deutlich wird.

8.4 Veränderungen des Selbst durch das Leben in Österreich

Clarice stellt fest, dass sie sich durch ihren Aufenthalt in Österreich verändert hat. Es wird ihr auch von anderen Menschen bestätigt.

« ahm, ich bin kalt geworden (E lacht I lacht) ja ich bin sehr kalt geworden, ja weil normalerweise bin ich jemand ich bin eine die es liebt, sich zu bewegen die plappert die lacht siehst du (I: mhm) seit unserem Interview habe ich nicht einmal gelacht ich bin normalerweise eine wenn ich irgendwo bin weiß man es und so weil ich bin hahahahaha hohoho aber ich habe gelernt (E lacht I lacht)
I: aber das ist nicht so gut
E: ich habe gelernt meine Klappe zu halten“ (C11/15-21)¹⁰

Clarice sieht eine Veränderung in sich selbst. Sie fühlt, dass sie kalt geworden ist, was sie durch die Wiederholung noch einmal betont. Anschließend folgt eine Erklärung, was sie unter „kalt“ versteht, bzw. wie sie normalerweise ist und dass sie sich im Moment nicht so verhält. Sie lacht nicht mehr, hierbei führt sie die Zeit, die die Interviewerin mit ihr verbracht hat an, in der sie angeblich nicht gelacht hat. Dies entspricht jedoch nicht der Wahrheit, wahrscheinlich lacht sie einfach weniger als früher. Die Verwendung des Präsens bei der Beschreibung wie sie normalerweise ist, lässt darauf schließen, dass sie sich immer noch als diese Person sieht, vielleicht nur in Österreich nicht. Die Aussage, dass sie gelernt hat ihre Klappe zu halten, scheint etwas seltsam. Hierfür gibt es bestimmte Gründe, die sie nicht erwähnt. Möglicherweise hat sich jemand bei ihr beschwert, dass sie zu viel lacht und redet.

„die Afrikaner generell wir sind in der Hitze geboren es ist überall die Hitze und deshalb sind die Leute warmherzig (2) die Leute sind warmherzig du du du kannst jeden auf der Straße ansprechen du kannst jeden grüßen und dann es ist so wenn du ein kleines Problem in deinem Kopf hast befindest du dich auf einmal in der Lage, dass du mit einem Fremden darüber sprichst und dann, **das befreit dich** (I: mhm) aber hier ist das ganz anders jeder ist für sich jeder ist cool (E und I lachen) wenn du Stress hast weißt du nicht mit wem du wirklich darüber reden kannst und dann, auf jeden Fall all das ist die Schwierigkeit,“ (C2/29-35)¹¹

Im Gegensatz zu ihrer neuerlernten Kälte sieht sie die Afrikaner im Allgemeinen, zu denen sie sich zugehörig fühlt, was durch das an „die Afrikaner generell“ anschließende „wir“ deutlich wird, als warmherzig. Sie wiederholt sowohl das Wort „Hitze“ als auch, dass die Leute warmherzig sind. Anschließend folgt eine allgemeine Beschreibung von

¹⁰ « ahm, je suis devenue froide (E lacht I lacht) oui je suis devenue très froide, oui parce que généralement je suis quelqu'un je suis quelqu'une qui aime, bouger qui bavarde qui rit tu vois (I : mhm) depuis notre interview je n'ai même pas rit je suis normalement quelqu'une quand je suis quelque part on le sait et tout parce que je suis hahahahaha hohoho mais j'ai appris à (E lacht I lacht) I : mais c'est pas trop bien E : j'ai appris à la fermer quoi » (C11/15-21)

¹¹ « les africains généralement nous sommes nés dans la chaleur c'est la chaleur partout et puis les gens sont chaleureux (2) les gens sont chaleureux tu tu tu peux t'adresser à tout le monde dans la rue tu peux saluer tout le monde et puis c'est comme ça lorsque tu as un petit problème dans la tête tu te retrouve en train de parler avec un inconnu et puis, **ça te libère** (I: mhm) mais ici c'est tout différent chacun et chez soi chacun est cool (E und I lachen) dans le stress tu sais pas à qui tu peux vraiment parler et puis, en tout cas c'est tout ça la difficulté,» (C2/29-35)

Situationen, in denen man die Wärme spürt. All diese Erlebnisse vermisst sie in Österreich. Sie fühlt sich alleine, was dadurch deutlich wird, dass sie nicht weiß, mit wem sie reden kann. Es scheint, als hätte sie keine richtigen Freunde hier und sie weiß, dass sie nicht einfach irgendjemanden auf der Straße ansprechen und mit ihm über ihre Probleme reden kann. Obwohl sie hier nicht auf eine Ich-Ebene geht, sondern immer noch von „du“ spricht, ist es dennoch sehr wahrscheinlich, dass sie hier ihre eigene Situation beschreibt. In Österreich ist alles ganz anders, nicht nur anders, sondern vollkommen anders, jeder ist nur bei sich und interessiert sich nicht für die Probleme von anderen Leuten auf der Straße. Sie bricht dann diese Beschreibung ab, in dem sie zusammenfassend festhält, dass das die Schwierigkeit darstellt. Hiermit meint sie möglicherweise die Schwierigkeit in Österreich zu leben und zu studieren. Ihre Erfahrungen in Österreich stehen in einem krassen Gegensatz dazu wie in ihrem Land Fremde behandelt werden.

8.5 Planung/Zeitmanagement

Von meinen InterviewpartnerInnen werden in diesem Kapitel Unterschiede in Bezug auf Planung und Zeitmanagement im Hinblick auf ihr Herkunftsland in Österreich ausgemacht. Benjamin stellt einen Unterschied im Umgang mit Geld zwischen B-Land und Österreich fest:

„zum Beispiel hier es ist so mit Handy, jeder, einzige oder fast jeder fast jeder weiß das wie viel zahlt er pro Monat also wie viel kostet zu telefonieren, aber in B-Land zum Beispiel das weiß niemand die Leute haben bis 3 oder 4 Wertkarten (l: mhm) sie laden immer eine und es ist auch so teuer anzurufen (l: mhm) das kostet ein Shilling¹² verstehst du“ (B14/46-50)

Er zeigt anhand dieses Beispiels, dass in Österreich die Menschen mehr Kontrolle über ihre Handyrechnung haben. Im Gegensatz hierzu wissen im B-Land die Menschen nicht wie viel sie zahlen und haben auch noch viele verschiedene Wertkarten. Benjamin ordnet sich hier weder der Gruppe Österreicher noch der Gruppe B-Länder zu. Er beschreibt lediglich aus seiner Sicht die Unterschiede.

„aber mit Planung oder so mit soo Sachen mit dritte Augen genau zu gucken kann man so (2) so gut so so leben (l: mhm) und das hab ich schon hier gelernt und ja (3)“ (B15/10-12)

Benjamin schließt daraus, dass Österreicher mehr planen, was er seiner Meinung auch gelernt hat, ebenfalls hat er gelernt etwas objektiv, er benennt es hier „mit dritte Augen

¹² Währung in B-Land

genau zu gucken“, zu betrachten und möglicherweise anschließend Entscheidungen zu treffen. Deshalb sieht er nun, da er das österreichische System der Handys kennengelernt hat, dass das System in B-Land vielleicht nicht so gut ist, da die Menschen dort keine Kontrolle über ihre Kosten haben. Benjamin findet, dass er, wenn er Dinge objektiv betrachtet, bessere Entscheidungen treffen, bzw. „sogar gut so so leben“, kann. Es scheint als spiele das neu erlernte Planen eine wichtige Rolle in seinem Leben, denn auch weiter vorne im Interview erwähnt er es bereits:

„die Leute machen das also viele Leute machen das (2) die Leute planen (I: mhm) verstehst du (I: ja) ich hab auch **Planung** studiert (I lacht E lacht) aber das ist andere Sache so so Alltagsachen zu planen das ist wichtig“ (B14/44-46)

Seinen Alltag zu planen stellt für Benjamin eine Differenzenerfahrung zwischen B-Land und Österreich dar. Früher hat er nicht viel geplant, doch durch sein Studium in A-Stadt meint er, dass er auch gelernt hat zu planen bzw. in seinen Worten „ich hab auch Planung studiert“. Im folgenden Zitat beschreibt er wie die Einstellung in B-Land bezüglich planen aussieht:

„äh, ich eine neue Erfahrung mach, man muss, irgend- jede Sache jede **einzigste Sache planen** (2) das ist so gut im Leben das ist so gut dass ich gelernt habe zum Beispiel ich geb dir so eine eine kleine Beispiel und das ist (2) bei uns zum Beispiel wenn ich meine Freunde frage was willst du in fünf Jahre machen (I: mhm) sagt er bist du verrückt oder was (I lacht, E lacht) ich weiß es nicht weil sie denken dass mein Gott fünf Jahre das ist urlange (I: ja) oder es ist ewig fünf Jahre aber hier die Leute planen für drei Jahre, ich werde in drei Jahren Urlaub machen jetzt muss ich sparen“ (B14/36-43)

Benjamin will nicht nur seinen Alltag planen, sondern „jede einzige Sache“. Er bezeichnet B-Land als „bei uns“. Er hat zwar in Österreich planen gelernt, aber seine Freunde und Familie sind noch in B-Land, weshalb er sich dort eher zugehörig fühlt. Nachdem er das Beispiel von seinem Freund gebracht hat, versucht er eine Erklärung für ihn zu finden, wobei er zuerst mit „ich weiß er nicht“ beginnt. Anschließend erklärt er dieses Verhalten aus Sicht seines Freundes und setzt es in einen Gegensatz zur österreichischen Denkweise. Er hat wahrgenommen, dass es in Österreich normal ist, bereits drei Jahre bevor man Urlaub macht, dafür zu sparen, bzw. dass Menschen bereits eine Vorstellung von ihrem Leben in fünf Jahren haben. Jedesmal wenn Benjamin über „planen“ spricht, wird diese Einstellung von ihm als positiv bewertet.

Ebenso wie beim Thema Planung sieht Benjamin beim Thema Zeit einen Unterschied zwischen seinem Heimatland und Österreich.

„wenn ich einen Termin habe seh ich ich werde ein bisschen später gehen dann ruf ich an sag ich ja kann ich noch in 20 Minuten kommen dann muss ich wirklich in 20 Minuten da sein weil die Leute warten (I: ja)“ (B15/18-20)

Sein Verhalten in Österreich ist bereits sehr angepasst, es ist ihm bewusst, dass die Leute auf ihn warten, wenn er zu spät kommt und dass er sich telefonisch für seine Verspätung entschuldigen muss. In B-Land hingegen ist es ganz anders:

„bei uns ist es nicht so die Leute kommen auch einfach [...] einfach irgendwann du schlafst noch da kommt deine Mutter und sagt „ja die Freunde von dir, fünf Freunde von dir sind da draußen und warten auf dich“ „ja aber ich bin müde ich war gestern fort“ „jaja was soll ich jetzt machen“ (I lacht, E lacht) dann sie bleiben fünf Stunden, und wenn sie fünf weg sind dann kommen noch, vier „ja, hallo, ich hab gehört wir haben gehört dass du von Europa gekommen bist ja was hast du mitgebracht (I lacht) Schokolade bring mal Schokolade hier“ (I lacht)“ (B15/20-27)

Hier ist ein zweites Beispiel hierfür, dass Benjamin statt B-Land „bei uns“ verwendet. Es werden keine Verabredungen getroffen zu denen man zu spät kommen kann, sondern die Freunde kommen einfach vorbei, wenn sie Zeit haben. Es scheint, als würde er hier eine Situation wiedergeben, die er selbst erlebt hat, er verwendet jedoch „du“, möglicherweise, um es der Interviewerin zu ermöglichen sich in seine Situation hineinzuversetzen. In den direkten Reden ist klar eine Konversation zwischen ihm und seiner Mutter zu erkennen, in der er auf „ich“ wechselt. Interessant ist, dass ihn die Freunde besuchen wollen, ihn aber nicht aufwecken, sondern einfach warten, ob er zu ihnen kommt oder nicht. Als er nicht kommt, weil er noch schlafen will, gehen sie einfach wieder. Es scheint sie nicht zu stören, dass er sie nicht begrüßen will, sondern dass er lieber schläft. Seine Freunde erwarten offensichtlich ein Geschenk, da er aus Europa zurückgekommen ist. Interessant ist, dass nicht von Österreich oder A-Stadt gesprochen wird, sondern von Europa, ebenso wie in Österreich oft nicht von bestimmten afrikanischen Ländern, sondern einfach von „Afrika“ gesprochen wird.

„das Zeitgefühl, die Zeit für uns (E lacht) die Zeit für uns ist wie man so sagt **dehnbar**“ (C7/23-27)¹³

Auch Clarice stellt eine Differenz die Zeit betreffend fest. Die Zeit „für uns“ ist dehnbar, nicht wie in Österreich. Sie spricht von „bei uns“, wobei nicht ganz klar ist, ob sie mit bei uns Afrika oder C-Land meint.

¹³ «la notion de temps, le temps pour nous (E lacht) le temps pour nous est comment dire **élastique** » (C7/23-27)

8.6 Sprache

Sprache stellt ein wichtiges Kapitel bei Differenzerfahrungen dar, da es einen großen Unterschied für eine Person macht, ob eine Sprache in dem Land gesprochen wird, die sie selbst auch spricht oder nicht. Interessant ist, dass Clarice zum Thema Sprache nichts sagt, obwohl sie nicht sehr gut Deutsch spricht, vielleicht liegt es daran, dass das Interview nicht auf Deutsch, sondern auf Französisch geführt wurde. Ein weiterer interessanter Punkt bezüglich Clarice ist, dass sie sehr wenig Deutsch spricht, obwohl Ebermann (vgl. 2002, 15) festgestellt hat, dass nicht anglophone AfrikanerInnen schneller die Sprache des Aufnahmelandes lernen, als anglophone, da in der österreichischen Population wenige Menschen französisch, spanisch oder portugiesisch sprechen, wobei englisch sehr häufig gesprochen wird. Ein Grund für das nicht Deutsch lernen, könnte ihr Unwohlsein in Österreich sein, ein weiterer, dass sie sich bewusst ist, dass der Aufenthalt zeitlich begrenzt ist und sie auch Englisch spricht. Auf der Universität, wo sie sich hauptsächlich aufhält, kann sie sich mit dieser Sprache gut verständigen. Trotzdem müsste es in ihrem Alltag auch zu Problemen wegen der nicht so gut beherrschten deutschen Sprache kommen, doch sie berichtet von nichts dergleichen. Deshalb könnte es sein, dass sie Deutsch ganz gut versteht, aber nicht gerne spricht. Benjamin hingegen spricht sehr gerne, was auch dadurch deutlich wurde, dass er das Interview auf Deutsch geben wollte.

„auf der im im Deutschkurs wird so ein Alltags-, deutsch unterrichtet (I: mhm) wie man begrüßt wie man so zu sagt so ein leichtes Deutsch so so (I: ja) so Alltagsdeutsch heißt das, aber auf der Uni ist das andere Geschichte auf der Uni, gibt's so (2) vierz- fünfzig oder vierzig äh Seiten zu lesen musst du analysieren, diese, es ist so ein schweres Deutsch so ein Fachdeutsch geschrieben (I: mhm) man muss alles lesen und analysieren“ (B8/43-47)

Benjamin sieht eine Diskrepanz zwischen dem Deutsch, das er im Deutschkurs gelernt hat und dem, das er auf der Universität für wissenschaftliches Arbeiten benötigt. Er findet es nicht ausreichend, um auf das Leben an der Universität vorbereitet zu werden. Für ihn ist der Unterschied „Alltagsdeutsch“ – „Fachdeutsch“ sehr groß, er bezeichnet das „Alltagsdeutsch“ als „leichtes Deutsch“ und das „Fachdeutsch“ als „schweres Deutsch“. Obwohl er bereits in B-Land einen Deutschkurs absolviert hat, als Vorbereitung für sein Studium in Österreich, besucht er auch als er nach A-Stadt kommt wieder einen, was seine Bereitschaft diese Sprache zu lernen, verdeutlicht. Benjamin findet es schade, dass er in seinem Deutschkurs kein „Fachdeutsch“ gelernt hat. Er fände es wichtig dieses „schwere Deutsch“ auch zu beherrschen, da es ihm für sein Studium viel bringen würde.

„mein Deutsch es ist behindertes Deutsch (E lacht, I lacht) kann ich sagen, es ist irgendwie schief aber (3) ah so mit Leute unterhalten also kommunizieren kann ich schon“ (B8/50-51)

Benjamin bezeichnet sein Deutsch als „behindertes Deutsch“. Durch die Wiederholung, dass es „irgendwie schief“ sei, verstärkt er diese Behauptung. Dadurch, dass er aber anschließend sagt, dass er sich mit Leuten unterhalten kann, schwächt er diese Behauptung wieder etwas ab. Benjamin ist klar, dass er im Alltag mit seinem Deutsch gut zurecht kommt und keine Schwierigkeiten hat. Seine Probleme mit der Sprache sieht er im Universitätsalltag, da er, wie im vorigen Zitat bereits erwähnt, sein „behindertes“ Deutsch hier nicht so gut anwenden kann.

„deswegen, also **aber** es ist trotzdem nicht so so, so einfach gewesen so nach Österreich zu schaffen also wegen der Sprach selber, ich habe keine einzige deutsche Wörter gekannt ich hab, über die Sprache selber nicht so gewusst also wie klingt Deutsch, was wie schaut Deutsch aus oder so“ (B1-2/49-1)

Als sein Vater beschloss, dass er und sein Bruder nach Österreich gehen sollen, um zu studieren, sah Benjamin die Sprache als ein Hindernis auf diesem Weg. Dieser Eindruck, den er hier wiedergibt, bezieht sich auf die Anfangsphase, als ihm klar wurde, dass er nach A-Stadt studieren geht. Denn als er nach Österreich kam, hatte er bereits einen Deutschkurs in B-Land absolviert. Bevor er dies tat, hatte er keine Ahnung wie Deutsch klingt oder aussieht. Es ist interessant, dass er hier für die Beschreibung der deutschen Sprache den Klang, aber auch das Aussehen, womit er vielleicht das Schriftbild meint, verwendet.

8.7 Studium

Die Unterkategorie Studium setzt sich damit auseinander, wo Clarice und Benjamin Unterschiede zwischen den Möglichkeiten, die sie in ihrem Heimatland haben und denen, die ihnen in Österreich im Hinblick auf Bildung und Studium gegeben werden, aufzeigen. Diese Kategorie ist in Verbindung zu bringen mit der Kategorie der Sprache, da zum Beispiel Benjamin ohne die deutsche Sprache in seinem Studium keine Chance gehabt hätte.

Beide sind der Meinung, dass es eigentlich unmöglich ist als AfrikanerIn nach Österreich zu kommen, um zu studieren, wenn keine finanzielle Unterstützung gegeben ist.

„wenn jemand kein Geld hat, hat man kein Chance nach nach Österreich zu studieren“ (B6/47-48)

„ein Afrikaner der kommen kann ohne (2) ohne ich stelle mir das Leben eines Afrikaners hier (I: ja) ohne Stipendium ohne Unterstützung vor (I: mhm) ich glaube dass es praktisch unmöglich ist“ (C3/7-8)¹⁴

Für Clarice ist ein Leben ohne Stipendium in A-Stadt unvorstellbar, sie verallgemeinert diese Einstellung auf alle Afrikaner. Doch Benjamins Leben hier beweist eigentlich das Gegenteil, obwohl auch er der Meinung ist, dass es unmöglich ist ohne Geld nach Österreich studieren zu gehen. Es entspricht zwar der Tatsache, dass eine Person ohne Geld kein Studentenvisum bekommen würde, aber trotzdem befindet Benjamin sich im Moment auch in der Situation kein Geld zu haben, lediglich auf seinem Konto, um sein Visum verlängern zu lassen und schafft es irgendwie zu überleben. Was beide meinen, ist vielleicht, dass der Schritt, nach Österreich zu kommen, ohne Geld unmöglich ist. Das Leben hier irgendwie zu finanzieren scheint zumindest für Benjamin möglich zu sein.

„ja, also wenn es so eine kleine Demonstration gibt, dann gibt's keinen Unterricht drei Monate das ist ein Semester schon“ (B11/6-7)

Benjamin stellt hier die Situation an der Universität dar, in die er gegangen wäre, wenn er nicht nach Österreich gekommen wäre. Er sagt, dass es immer wieder Demonstrationen gibt, allerdings kann während dieser Zeit nicht unterrichtet werden, was teilweise bis zu 3 Monaten dauern kann, wonach dann bereits ein Semester vergangen ist. Dadurch kann das Studium nicht in der vorgegebenen Zeit abgeschlossen werden.

„aber unser System das geht so schnell auf der Uni es ist nur 3 Jahre zack zack zack, und man fangt zu arbeiten oder (I: mhm) zu irgendwas machen aber (2) das ist nichts was ich brauche ich brauche ganz gut gebildet zu sein (I: mhm) ich brauch so Ruhe zu haben und ganz gut (2) wenn ich sage dass ich so ein B-wissenschaftler will (3) oder wollen möchte (2) das heißt ich bin ganz gut in diesen Bereich so, informiert (I: mhm) und nicht nur für die Prüfungen also, die die Studen-

I: für dich selbst auch

E: für **mich** selbst auch, die Studenten zum Beispiel in in B-Land sie studieren nur für die Prüfungen, nach Universität weiß man nicht mehr was, er studiert hat (2) das ist blöd finde“ (B11/9-17)

Benjamin möchte sich für seine Ausbildung/Bildung genug Zeit nehmen, um für sich eine gute Basis zu schaffen. Er sagt: „ich brauche ganz gut gebildet zu sein“, das heißt, es ist für ihn ein Bedürfnis gebildet zu sein. Wofür er es braucht bleibt offen, es scheint ihm aber sehr wichtig zu sein. Interessant ist, dass er ein Bachelorstudium in Österreich absolviert, das laut Studienplan ebenfalls innerhalb von 6 Semestern beendet werden sollte. Benjamin sieht es als negativ an, dass er in B-Land in 3 Jahren fertig sein muss. Offensichtlich sieht er sich diesem Druck in A-Stadt nicht ausgesetzt. Es

¹⁴ « un africain qui puisse venir sans (2) sans j'imagine la vie d'africain ici (I: oui) sans bourse, sans soutien (I: mhm) je crois que c'est pratiquement impossible » (C3/7-8)

scheint ihm zu stressig zu sein, in so kurzer Zeit ein Studium abzuschließen, da er sagt, dass er Ruhe brauche. Er stellt an sich selbst und sein Studium hohe Ansprüche, er will für sich selbst gut über das Fach, das er studiert, informiert sein. Er vergleicht sich hier mit den Studenten in seinem Heimatland, die nur für die Prüfungen lernen und nachher nichts mehr davon wissen. Er sagt sogar, dass man nach der Beendigung des Studiums nicht mehr weiß, was derjenige studiert hat. Da er dieses System als schlecht empfindet und es seinen Ansprüchen nicht genügt, wollte er etwas anderes ausprobieren. Das System, das er in B-Wissenschaften in Österreich vorgefunden hat, scheint besser zu seiner Einstellung zu passen.

„und ich hab schon eine Erfahrung gehabt dass ich brauch irgendwas das so wie so klein ist nicht so groß (I: mhm) aber auf der B-Wissenschaft ist der richtige Platz weil sie haben nicht so eine große Klassen Leute sind immer die gleichen (I: mhm) ich hab voll viele Freunde, ich kann jederzeit mit Professor reden und wenn etwas, unklar ist kann ich, so eine gute, äh, wie sagt man das, gute weiter weiter Erklärung haben (I: mhm) also mit positive Erfahrungen ist so erst mit Studium es macht ganz Spaß“ (B14/2-8)

Benjamin trifft aufgrund seiner vorigen Erfahrungen Entscheidungen, die gut für ihn sind. Das heißt, er hat einen Lernprozess vollzogen. Seine Erfahrungen in Fächern mit vielen Leuten waren nicht gut, weshalb er sich ein Studium ausgesucht hat, in dem weniger Studierende sind. Benjamin hat sich für ein Studium mit wenig Studierenden entschieden, in dem er sich gut aufgehoben fühlt. Es ist „der richtige Platz“, ein Grund dafür dürfte auch die Offenheit der Professoren sein und der Fakt, dass sich alle kennen, da man immer dieselben Leute sieht. Dadurch ist es auch einfacher Freundschaften zu knüpfen. Er meint, dass er eigentlich erst seit er sein Studium aufgenommen hat von positiven Erfahrungen berichten kann.

Für Clarice stellt das Doktoratsstudium, das sie in Österreich absolviert, eine große Chance dar. Sie verlässt sogar ihre Familie für vier Jahre, um ihr Doktorat zu machen und zu forschen. Dies ist in ihrem Heimatland nicht möglich, weil die finanziellen Mittel für bestimmte Geräte fehlen. Clarice hat zwar eine abgeschlossene Berufsausbildung, in einem Bereich in dem sie auch eine Anstellung haben könnte, doch sie will sich weiterbilden.

„also werde ich weitermachen und unterrichten, aber auch an Universitäten bewerben, und warum nicht an ausländischen Universitäten aber nicht in Österreich (E und I la-

chen) ja warum nicht (I: mhm) oder Postdokorate suchen (2) die Post-docs“ (C7/7-11)¹⁵

Auch wenn sie ihr Doktoratsstudium abgeschlossen hat, hat sie noch Pläne, um sich weiter zu bilden. Sie wird zuerst auf jeden Fall in ihren „alten“ Beruf zurückkehren und sich währenddessen an Universitäten bewerben. Durch das „warum nicht“ scheint es, als ob sie gerade erst auf den Gedanken gekommen wäre, sich an ausländischen Universitäten zu bewerben. Wichtig ist allerdings für sie hervorzuheben, dass sie sich nicht in Österreich bewerben wird, denn die Erfahrungen, die sie hier gemacht hat, möchte sie nicht noch einmal erleben. Hier ist ein großer Unterschied zwischen Clarice und Benjamin festzustellen. Denn Benjamins Eindruck von seinem Studium in Österreich ist sehr positiv, Clarice hingegen will so schnell wie möglich wieder nach Hause zurück. Obwohl auch sie mit ihrem Studium zufrieden ist. Sie will vielleicht aber auch noch weiter lernen und einen Post-doc an das Doktorat anhängen.

„ah ja ah ja aber gut (2) es musste sein es war eine Gelegenheit (I: ja) es ist weil ich die Wahl hatte und dann gut (3) ich habe die Wahl gehabt das ist wahr aber wenn ich wenn ich **wirklich** die Wahl gehabt hätte hätte ich gewählt bei ihr zu bleiben (I: mhm) weil es ist das Wichtigste (I: mhm) aber, ich habe mir auch gesagt gut ah, es ist auch eine Gelegenheit für **sie**“ (C6/27-30)¹⁶

Clarice hat nur kurze Zeit nach der Geburt ihrer Tochter das Studium in Österreich begonnen. Die Interviewerin meint dazu „ça doit être-“ sie wollte sagen das muss schwer gewesen sein, kommt aber nur dazu zu sagen „das muss“. Clarice geht gleich darauf ein und sagt ja. Allerdings sagt auch sie nicht, dass es schwer war, sondern ja zu etwas, was nicht ausgesprochen wurde. Sie sieht sich in diesem Moment in einer passiven Rolle. Einerseits ist ihr klar, dass sie sich entschieden hat, andererseits sieht sie sich von äußeren Umständen dazu gezwungen wegzugehen, da es eine Gelegenheit ist, die es vielleicht wenn ihre Tochter älter ist, nicht mehr geben wird. Durch die Betonung des „wirklich“, wird deutlich, dass sie nicht der Meinung ist, dass sie eine Wahl gehabt hat. Vielleicht ist es auch jetzt, da sie wirklich vier Jahre ohne ihre Tochter verbracht hat, eine Art Rechtfertigung, dass sie es auch als eine Gelegenheit für ihre Tochter deklariert.

¹⁵ « donc je vais continuer à enseigner au secondaire, mais en postulant dans les universités, et pourquoi pas aux universités étrangères mais pas en Autriche (E und I lachen) oui pourquoi pas (I : mhm) ou bien rechercher des post doctorats (2) les post docs » (C7/7-11)

¹⁶ « ah oui ah oui mais bon (2) il le fallait c'était une opportunité (I : oui) c'est j'avais le choix et puis bon (3) j'avais le choix c'est vrai que si je siiii j'avais **vraiment** le choix j'aurais choisi rester, avec elle (I: mhm) parce que c'est plus important (I: mhm) mais, je me suis dit aussi bon ah, c'est aussi une opportunité pour **elle** » (C6/27-30)

8.8 Traum von Europa

Die hier beschriebene Differenzerfahrung bezieht sich darauf wie der Unterschied zwischen dem Traum von Österreich oder Europa und der Wirklichkeit aussieht. Denn leider erfüllen sich nicht alle Vorstellungen, die vor allem von Benjamin und seinen Freunden imaginiert werden.

Clarice erwähnt nichts von dem Traum Europa. Der Grund warum sie aus ihrem Heimatland wegging waren die fehlenden Mittel für die Forschung an ihrer Universität.

„das ist der auf jeden Fall alles was man für die Forschung **braucht** (I: mhm) also es ist also habe ich mir gesagt gut damit ich dieses Studium machen kann muss ich ein (2) ein Labor finden oder ein Labor wo ich arbeiten kann, in einem anderen Land (I: mhm) also deshalb bin ich ins, ins Internet und dann bin ich bin ich dabei verschiedenen Professoren davon zu erzählen (I: mhm) ich will damit sagen **auf der ganzen Welt** ich habe ihnen gesagt, ich habe mein Projekt präsentiert, ich war gut hier, ich bin dabei an diesem Projekt zu arbeiten und dann eh bin ich in einer Zwickmühle weil ich nicht die Mittel habe (I: mhm) zu Ende zu bringen mein mein (2) bis zum Ende zu gehen, also wenn ich einen Platz in Ihrem Labor haben könnte wenn Sie mir einen Platz finden könnten“ (C1/20-28)¹⁷

Zu Beginn des Zitats fasst sie zusammen, dass das Labor in C-Land, das ihr zur Verfügung stehen würde, nicht ausgestattet sei. Anschließend spezifiziert sie, was alles gefehlt hat. „Nicht ausgestattet“ darunter könnte man sich vorstellen, dass bestimmte Geräte nicht vorhanden sind, die sie für ihre Forschung benötigt, aber wie sich im Weiteren herausstellt, fehlen fundamentale Grundlagen wie Wasser und Licht. Sie gibt ihren Traum zu forschen allerdings nicht auf, als ihr klar wird, dass es in C-Land nicht möglich sein wird. Sie denkt einfach weiter und es ist ihr sofort klar, dass sie in einem anderen Land ein Labor finden muss. Sie hat ihr Leben und damit ihre berufliche Zukunft in die Hand genommen und begonnen alle möglichen Professoren an den unterschiedlichsten Universitäten zu kontaktieren und ihnen ihr Projekt vorzustellen. Sie versetzt sich hier wieder in ihre Situation von damals, sie wiederholt, was sie damals bestimmt oft gesagt hat und zwar, dass sie erklärt woran sie arbeitet, dass ihr aber die Mittel (sowohl finanziell als auch bzgl. der Ausstattung des Labors) fehlen und sie einen Platz in einem anderen Labor sucht. Sie spricht zu einer Person (Sie), die sie damals in einer ihren vielen E-Mails angesprochen hat.

¹⁷ « c'est le en tout cas tout ce qu'il **faut** pour la recherche (I: mhm) alors c'est alors que je me suis dit bon pour que je puisse, faire ses études il me faut trouver un (2) un laboratoire ou bien un laboratoire où je peux travailler, dans un autre pays (I: mhm) alors c'est comme ça que je suis aller sur, sur le net et puis je suis je suis en train à conter avec différents professeurs (I: mhm) je veux dire **dans le monde entiers** **quoi** je leurs disait, je présentais mon projet j'étais bon voilà, je suis en train de travailler sur ce sujet et puis eh je suis coincé parce que je n'ai pas de moyen (I: mhm) de de pousser à bout mon mon (2) d-, d'aller jusqu'au bout eh, alors si je pourrais avoir une place dans votre laboratoire si vous pouvez me trouver une place » (C1/20-28)

Im Gegensatz zu Clarice hat Benjamin viel zu dem Thema „Traum von Europa“ zu sagen.

„in B-Land so nach nach dem Maturaabschluss oder nach dem, Highschool (2) es ist dass ah, **jeder**, Jugendlicher hat den Traum so, nach Europa zu schaffen oder so ein besseres Leben und, Leben und (3) Ausbildung zu, zu bekommen, also jeder möchte das haben, und ich war einer davon (E lacht) und bei uns ist so es ist eh egal wohin nach Europa also, es ist egal nach Polen, nach (3) Deutschland (2) England oder **Bulgaria** oder irgendwo also solange, in **Europa** ist, dann nehmen wir diese, nutzen wir jede Gelegenheit (2)“ (B1/6-12)

Er beginnt mit der allgemeinen Feststellung, dass nach dem Schulabschluss jeder aus B-Land nach Europa gehen will, da die Vorstellung vorherrscht, dass es in Europa möglich sei, ein besseres Leben führen zu können. Doch es scheint, als dächten die Jugendlichen, dass es reicht nach Europa zu gehen, um ein besseres Leben zu führen, dass sie nichts anderes dafür tun müssen. Anschließend, nach einer kurzen Pause, fügt er noch den Wunsch der Jugendlichen nach einer Ausbildung in Europa hinzu. Dann bezieht er sich selbst ein und sagt, dass er einer dieser Jugendlichen war. Dass er hier die Vergangenheit verwendet, könnte heißen, dass er jetzt weiß, dass niemand der nach Europa kommt, automatisch ein besseres Leben hat als in seinem Heimatland. Oder dass er einfach sich selbst, in der Zeit als er noch Jugendlicher war, beschreibt. Interessant ist, dass es völlig gleichgültig scheint wohin nach Europa die Leute gehen. Für uns Europäer gibt es Unterschiede zwischen den einzelnen Staaten in Europa, doch hier ist die Wahrnehmung wahrscheinlich ähnlich wie von einem Europäer in Bezug auf Afrika. Er sagt, dass es egal ist, wohin nach Europa sie gehen, was er durch eine kleine Auswahl von europäischen Ländern und dem Satz, „irgendwo also solange, in Europa“ noch einmal bestätigt. Dass eine Migration in ein fremdes Land, auf einen anderen Kontinent, weit weg von der eigenen Heimat auch ein Risiko darstellen kann, scheinen diese Jugendlichen auszublenden, sie haben einfach die Hoffnung, dass sich ihr Leben verbessern kann und wollen jede Gelegenheit die sich ihnen dazu bietet, nutzen.

„die Jugendliche, haben nicht so viel nachzudenken, also sie denken nur Europa ist besser und Amerika auch ist besser, und das, das ist wegen diesem Einfluss von von Medien und so (I: mhm) es wird jeden Tag gezeigt im Fernsehen oder geschrieben in Zeitungen oder so (2) alle Musik von Europa sind nur als wir meiste Musik wir kennen nicht wir hören nicht von Justin Ross oder so (3) (E lacht) U2 oder so so Rockdings nein es ist nur Hip Hop und R'n'B aus Amerika und du weißt schon was wird in Videos gezeigt (2) schöne Frauen mit Bikini
I: große Häuser
E: große Häuser, Limousine und, Champagner, Diamanten und so Bling Bling Sachen (I lacht) ja und jeder hat seinen Traum solche Sachen einmal zu haben (2) es wird alles schön gezeigt, (I: mhm) also die Stadt ist so schön (2) also im Film bzw. im Film, die Leute wollen nicht denken dass ja im Film wird so eine Location gesucht, die Leute suchen Locations (E lacht) sie sie machen das nicht zufällig (I: ja) (4)“ (B11/19-31)

Benjamin scheint hier von diesem „big city dream“ als ein Außenstehender zu reden, nicht als einer, der selbst daran glaubt. Benjamin sieht sich nicht als einer dieser Jugendlichen, obwohl er im vorigen Zitat schon davon gesprochen hat, dass er auch den Traum hatte, nach Europa zu gehen. Wahrscheinlich wurden ihm diese Illusionen, von denen er hier erzählt, durch sein Leben in Europa genommen. Der Traum von Europa ist eigentlich dem Traum von Amerika entsprungen und dieser entstand Benjamins Meinung nach aus den Medien. Denn in B-Land wird von den Jugendlichen hauptsächlich Hip-Hop und R'n'B gehört, die Musikvideos dieser Musikrichtungen zeigen meist das Leben der reichen Stars mit all den schönen Dingen des Lebens, von denen Jugendliche träumen. Zum Beispiel erwähnt er schöne Frauen und teuren Schmuck. Nicht nur diese Dinge sieht er als nicht real an, sondern auch die Schauplätze, an denen die Videos gedreht werden. Er scheint sich etwas über die Leichtgläubigkeit der Jugendlichen zu ärgern, da für ihn alles logischerweise nicht echt ist. Dieser Traum von Europa entspricht eigentlich dem Traum berühmt und reich zu werden, und dadurch alles zu bekommen, wovon man schon immer geträumt hat.

Benjamins Vater wollte, dass er zum Studieren nach Österreich geht, woraufhin ihm eine Broschüre von der Universität in A-Stadt zugeschickt wurde, durch die Benjamin erstmals diesen Wunsch seines Vaters übernahm.

„aber es war alles wunderschön da hab ich sofort so ein eine (2) nicht so ein „**american dream**“ (I lacht) gehabt sondern einen „**österreichischen dream**“ ja da dachte ich oh mein Gott ich will **unbedingt** dort hingehen und 3 Jahre studieren, also es dauert 3 Jahre und dann, vielleicht arbeiten dann kann ich so **gut** nach Hause also zu Hause investieren (I: mhm) und sowas dann kann, dann ist so ein guter Job da (4)“ (B 2/17-22)

Durch die Erwähnung des „american dream“ und des „österreichischen dream“ wird deutlich, dass Benjamin vor Beginn seines Studiums in Österreich selbst noch an diese Träume geglaubt hat. Sein erster Eindruck von dieser Broschüre scheint sehr gut gewesen zu sein, denn er stellt sich nicht mehr vor nach Amerika zu gehen, um reich zu werden, sondern ändert seine Destination nach Österreich. Durch die Bilder, die er auf dem Folder gesehen hat, begann er seine Gedanken schweifen zu lassen und sogar seine potentielle Zukunft zu planen: zuerst das Studium absolvieren, anschließend arbeiten, viel Geld verdienen und dann wieder nach Hause gehen, sein Geld investieren und dort einen guten Job finden. Diese Traumvorstellung, die durch die Broschüre ausgelöst wurde, wurde bis jetzt noch nicht erfüllt, da er noch dabei ist zu studieren - das heißt, den ersten Teil des Traums wird er schaffen, aber seine Wünsche haben sich verändert.

„naja ich weiß es nicht ich hab bis jetzt kein Zuhause das ist, das ist mein Problem ich hab kein Zuhause gefunden
I: in Österreich jetzt oder allgemein
E: allgemein vielleicht werde ich nach Mongolei“ (B19/5-8)

Als er am Anfang des Interviews von seinen ersten Vorstellungen bezüglich seiner Zukunft spricht, scheint es für ihn klar zu sein, dass er wieder nach B-Land zurückkehren will. Doch im Laufe der drei Jahre, die er zum Zeitpunkt des Interviews bereits in A-Stadt ist, hat sich sein Traumbild verändert. Als er am Ende des Interviews nach seinen Zukunftsplänen gefragt wird, meint er, dass er noch kein Zuhause gefunden hat. Er fühlt sich vollkommen frei, irgendwo auf der Welt ein neues Zuhause zu finden.

Für Benjamin wurde durch sein Leben in Österreich klar, dass dieser Traum, den fast alle Jugendlichen in B-Land haben, an den auch er geglaubt hatte, nicht der Wirklichkeit entspricht. Dieses Wissen will er mit seinen Freunden teilen, sie reagieren allerdings nicht so darauf wie er es erwartet hatte.

„ich bin nicht so schwarz sondern braun (I: ja) wegen wegen Sonne es gibt keine so, das Wetter auch (I: ja) die Leute sagen ja das zeigt dass du lebst so gut und, er hat gutes Leben und sowas, und wenn ich sage in Europa es gibt auch Obdachlose Menschen oder so (I: mhm) es gibt keine Arbeit ich arbeite auch selber **nicht** und es ist so **schwer** dorthin (I: mhm) es ist ziemlich schwer sie glauben das nicht, sagen ja warum hast du selber dorthin geschafft, warum willst du dort leben und sowas (I: mhm) es ist so, sie glauben das nicht“ (B11/37-43)

Dadurch, dass die Sonne in Österreich nicht so oft und kräftig scheint wie in B-Land wurde seine Haut heller, woraus seine Freunde geschlossen haben, dass er ein gutes Leben in Europa führt. Denn sie verbinden hellhäutig sein mit Reichtum. Da sogar ihr Freund hellere Haut in Österreich bekommen hat, nehmen sie automatisch an, dass es ihm sehr gut geht und er ein gutes Leben in Österreich führt. Als Benjamin ihnen sein Bild von Europa vermitteln will, glauben sie ihm nicht. Sie reagieren nur mit Fragen, wie zum Beispiel, warum er dann in Österreich leben wolle. Seine Situation ist nicht einfach, was dadurch, dass er nicht arbeiten darf noch zusätzlich erschwert wird. Dass er selbst nicht arbeitet und dass es schwer ist nach Europa zu kommen sind beides Probleme, die ihn beschäftigen, mit denen er aber offensichtlich nicht mit seinen Freunden in B-Land sprechen kann. „Es ist schwer dorthin“, womit er wahrscheinlich meint, dass es schwer ist nach Europa zu kommen, durch die Betonung des „schwer“ will er noch hervorheben, dass es wirklich nicht einfach ist. Anschließend sagt er „es ist ziemlich schwer“ womit er möglicherweise die allgemeine Lebenssituation in Österreich/Europa/A-Stadt meint. Teile der schweren Lebenssituation hat er bereits vorher erwähnt, zum Beispiel die Arbeitslosigkeit.

„sie wollen das auch nicht glauben (3) und wir haben so eine eine Vorurteil, dass (2) jeder weißer, weißer Mensch also jeder Europäer ist so reich, die Leute wollen nicht denken dass ja die ist eine Studentin oder sowas (I: mhm)“ (B11/45-47)

Die Leute wollen nicht glauben, dass das Leben in Europa anders ist, als sie es sich vorstellen. Nach der Pause beginnt er von einem Vorurteil zu sprechen, das es in B-Land gibt. Er schließt sich auch selbst in dieses „wir“, das das Vorurteil hat, ein. Ob-

wohl er mittlerweile dieses Vorurteil durch seine Erfahrungen in Österreich widerlegen kann. Interessant ist folgender Ausschnitt „jeder weißer, weißer Mensch also jeder Europäer“: er beginnt zuerst mit weißer, wobei durch die Transkription nicht ganz sicher ist, ob er „Weißer“ meint, oder einfach das Adjektiv „weißer“ wiederholt. Wenn er „Weißer“ gemeint hat, findet hier eine dreifache Wiederholung einer Bezeichnung für einen Europäer statt. Er beginnt die erste Bezeichnung mit der Definition der Hautfarbe, anschließend fügt er zu dieser Bezeichnung noch das Wort „Mensch“ hinzu. Den Begriff „Europäer“ verwendet er als letzten, das heißt, er scheint ihm am besten das zu definieren was er meint. Obwohl das Vorurteil wahrscheinlich genauso für „Amerikaner“ gilt, die den ersten beiden von Benjamin genannten Gruppen angehören. Vielleicht meint er aber durch die Bezeichnung „Europäer“, dass auch dunkelhäutige Europäer reich sind, bzw. reich sein können.

8.9 Hautfarbe

Meine InterviewpartnerInnen stellen in Österreich erstmals fest, dass ihre Hautfarbe nicht der der Mehrheit entspricht, wodurch sie nicht nur mit Rassismus, sondern auch mit Neugierde konfrontiert werden. Diese Erfahrung von Neugierde der eigenen Hautfarbe gegenüber habe ich deshalb in Differenzerfahrungen eingeordnet, da sie von Clarice selbst nicht als Rassismus erfahren werden. Benjamin hat hierzu von keinem Ereignis berichtet.

„eines Tages habe ich im Zug getroffen es war, ein kleiner Junge (I: mhm) der gekommen ist, er hat mich angesehen angesehen angesehen ist näher gekommen hat meine Haut berührt und seine Hand angeschaut seine Mama hat gesagt **nein nein nein** mach das nicht nein nein nein (I lacht) ich habe gesagt nein nein nein das ist normal, wenn er schwarz sieht denkt er sich vielleicht, dass es eine Schokoladenschicht ist warte (I lacht E lacht) ich werde schauen ob es Schokolade ist oder weil er daran gewöhnt ist eine weiße Haut zu haben das ist normal siehst du ich habe das verstanden (I: mhm) und dann ist es auch die Neugierde der Kinder (I: ja) es ist wie meine Tochter, wenn sie nach Europa kommt wird sie mich fragt aber Mama was ist das all die weißen weißen weißen Leute (I: ja) gut (E und I lachen) das ist normal“ (C9/24-31)¹⁸

In diesem Abschnitt erzählt Clarice eine Geschichte, die ihr in einem Zug geschehen ist. Auf die Frage der Interviewerin, ob sie keine schlechten Erfahrungen mit Kindern in

¹⁸ « j'ai rencontré dans le train un jour il y a, un petit garçon (I : mhm) qui est venu, il m'a regardé regardé regardé s'est approché de moi m'a touché la peau et a regardé sa main sa maman a dit non **non non non** fait pas ça non non non (I lacht) j'ai dit non non non c'est normal, quand il voit de noir il se dit peut-être c'était une couche de chocolat attend (I lacht E lacht) je vais voir si c'est du chocolat ou bien parce qu'il est habitué d'avoir une peau blanche c'est normal tu vois moi ça j'ai compris (I : mhm) et puis c'est la curiosité des enfants (I : oui) c'est comme ma fille, si elle vient en Europe elle va me demander mais maman c'est quoi ces gens tout (I : oui) blanc blanc blanc bon (E und I lachen) c'est normal » (C9/24-31)

Bezug auf Rassismus gemacht hat, beginnt sie mit dieser Erzählung. Für sie ist es kein Problem, dass Kinder zu ihr kommen und sie anfassen, sie begreift dies als kindliche Neugierde und vergleicht die Kinder mit ihrer eigenen Tochter. Im Übergang vom ersten Satz zum zweiten wird durch die Wiederholung des „angesehen“ ausgedrückt, dass das Ansehen länger gedauert hat. Das darauf folgende Angreifen und seine eigene Hand anzusehen, scheint schnell hintereinander geschehen zu sein. Die Mutter des Kindes wollte den kleinen Jungen noch davon abhalten, aber es war schon zu spät. Clarice gibt die Reaktion der Mutter mit vielen „nein“ wieder, einige davon betont. Die Handlungen ihres Kindes scheinen der Mutter peinlich zu sein. Sie sagt, tu das nicht. Doch Clarice beruhigt die Mutter, dass es normal sei. Sie versetzt sich in den kleinen Jungen, was durch den Wechsel von „er“ auf „ich“ deutlich wird. Eine Erklärung für sein Verhalten sieht sie darin, dass er sich möglicherweise denkt, dass sie eine Schokoladenschicht auf ihrer Haut hat. Deshalb hat er seine Hand angesehen, ob sie nun auch schwarz sei. Eine andere Begründung ist Clarice Meinung nach darin zu sehen, dass er es gewohnt ist eine weiße Haut zu haben und deshalb neugierig ihre Haut genauer untersuchen wollte. Dann wiederholt sie, was sie bereits der Mutter des Jungen gesagt hat, dass es normal sei. Mit diesem Hinweis wendet sie sich an die Interviewerin, um ihr klar zu machen, dass sie das verstanden hat und sich durch solches Verhalten nicht angegriffen fühlt. Oder auch, um ihr verständlich zu machen, dass das auch eine alltägliche Situation für sie ist. Anschließend vergleicht sie diese Situation mit ihrer Tochter und weist auf die Neugierde von Kindern hin. Sie meint, dass sie auch verwundert sein wird, wenn sie nach Europa kommt und weiße Menschen sieht.

Interessant ist, dass Benjamin von keinen körperlichen Berührungen mit „fremden“ Menschen erzählt hat. Das liegt möglicherweise daran, dass Kinder eher eine Verbindung zu Frauen spüren, oder einfach an Clarice Einstellung gegenüber Kindern. Vielleicht lächelt sie sie unbewusst an, da sie sie an ihr eigenes Kind erinnern, worauf die Kinder reagieren.

„ja wenn es neu ist ist auch an einem Tag war ich glaube auch eine Mama und ein kleiner Junge er war mit seiner Großmutter (I: mhm) er sagt nein sie hat eine ganz schwarze Haut (I: mhm) sie hat einige schwarze was (I: Haut) und die Mam- die Großmutter sagt ja sie ist schwarz aber sauber (I lacht) ja auf jeden Fall, habe ich mich umgedreht ich habe nur gelächelt und a er ist nur neugierig und es ist normal.“ (C9/3-37)¹⁹

Sie wiederholt immer wieder, dass es normal ist, dass Kinder neugierig sind und auf ihre eigene Weise auf Clarice reagieren, wie auch hier am Ende dieses Zitats. Sie schildert noch ein Erlebnis mit einem Kind und die Reaktion der Großmutter darauf. Die

¹⁹ « E : oui quand c'est nouveau c'est aussi un jour il y a une maman aussi je crois un petit garçon il était avec sa grand-mère (I : mhm) il dit non elle a une peau toute noire (I : mhm) sie hat einige, schwarze quoi (I : Haut) et la mam- la grand-mère dit oui c'est noir mais c'est propre (E lacht) oui en tout cas, je me suis retournée j'ai juste souri et a il est juste curieux et c'est normal (I : oui) » (C9/3-37)

Reaktion der Oma hätte von Clarice auch negativ aufgefasst werden können, denn sie zeigt die Assoziation der Großmutter von schwarz und schmutzig, die das Kind wahrscheinlich gar nicht hat. Das Kind war vielleicht nur überrascht und neugierig, wie Clarice immer wieder erwähnt, da es selbst weiße Haut hat. Aber Clarice fand dieses Erlebnis lustig, drehte sich um und lächelte.

„die Kinder du weißt die Kinder ich ich liebe sie weil sie **sich ausdrücken** sie sagen wirklich was sie fühlen im Gegensatz zu den Erwachsenen sie sind heuchlerisch/scheinheilig und alles (I: mhm) und ein anderer er wird dir nichts sagen aber er wird **handeln** er wird dich auf eine bestimmte Weise ansehen aber das Kind es wird sagen aber warum ist ihre Haut schwarz warum (I: mhm) das ist es nicht? Für die Kinder ist es normal (I: mhm) das ist das ist das ist normal ich liebe sie so (E lacht)“ (C9-10/37-4)²⁰

Hier zieht sie einen Vergleich zwischen Erwachsenen und Kindern und stellt fest, dass sie das Verhalten von Kindern in Bezug auf sich selbst bevorzugt, da sie ihre Neugierde nicht verstecken. Sie drücken aus was sie fühlen und was gerade in ihrem Kopf vor sich geht. Erwachsene findet Clarice heuchlerisch, da sie nicht mit ihr sprechen, sondern einfach handeln oder sie seltsam anschauen. Kinder hingegen fragen warum ihre Haut schwarz ist, worauf sie viel besser reagieren kann. Sie wiederholt in diesem Zitat zweimal, dass sie Kinder liebt und ebenfalls, dass das Verhalten von Kindern ihr gegenüber normal ist. Ihr Einstellung und ihre Liebe Kindern gegenüber steht wahrscheinlich im Zusammenhang damit, dass sie ihr Verhalten als normal ansieht. Benjamin, der keine eigenen Kinder hat und am Anfang seines Studiums steht, wird eine andere Einstellung haben und deshalb vielleicht auch anders auf ihr Verhalten reagieren.

8.10 Zusammenfassung der Differenzerfahrungen

Das Leben in einem „fremden“ Land stellte für beide zu Beginn ihres Aufenthalts in Österreich ein Problem dar. Bei Clarice zeigt es sich deutlicher, da sie ihren Ehemann und ihr Kind zurücklässt und es ihr durch Geldprobleme nicht möglich ist, sie einmal pro Monat zu besuchen bzw. es nicht erlaubt ist, dass ihr Ehemann und ihre Tochter sie in A-Stadt besuchen. Diese Situation ist anders als die Situation eines jungen Mannes, der seine Eltern und Geschwister verlässt, um studieren zu gehen. Außerdem war Benjamin nicht alleine, sein Bruder ist mit ihm nach Österreich gekommen, das heißt,

²⁰ « les enfants tu vois les enfants moi je les aime parce qu'ils **s'expriment** ils disent vraiment ce qui ressentent par rapport aux grands ils sont hypocrite et tout (I : mhm) et un autre il va rien te dire mais il va **agir** il va te regarder d'une certaine manière mais l'enfant il va dire mais pourquoi sa peau est noire pourquoi (I : mhm) c'est ça non pour les enfants c'est normal quoi (I : mhm) c'est c'est c'est normal, je les aime comme ça (E lacht) » (C9-10/37-4)

er hatte einen Teil seiner Familie bei sich. Trotzdem fühlt er sich sozial isoliert, es ist alles anders als es in B-Land war. Speziell als Benjamin und sein Bruder in der prekären Situation waren, dass in ihrer Wohnung bzw. in der Wohnung des F-Länders, in der sie im Wohnzimmer am Boden geschlafen haben, kein Strom mehr war, wurde das Fehlen des sozialen Auffangnetzes für sie beide spürbar. Dieses Fehlen eines sozialen Umfelds steht im Gegensatz zu ihren Leben in ihren Herkunftsländern, denn dort waren sie durch ihre Familien und Freunde nie solchen Situationen ausgesetzt.

Benjamin wurde zu Beginn seines Aufenthalts von mehreren Menschen ausgenutzt. Clarice erzählt von keinem einzigen Vorfall dieser Art, was daran liegen könnte, dass durch das Stipendium, das sie erhält und eine Agentur, die sie beauftragen musste, um ein Studentenheimzimmer zu bekommen, alles geregelter ist als bei Benjamin. Sie muss nicht illegal arbeiten, da sie monatlich über Geld verfügen kann. Andererseits fühlt sie sich dadurch, dass sie die Agentur beauftragen musste auch ausgenutzt und rassistisch behandelt, ansonsten hätte sie kein Zimmer bekommen, da zuerst Österreicher, dann EU-Bürger und erst dann alle anderen einen Platz bekommen. Da Clarice alles offiziell und selbst erledigt hat, konnte es ihr nicht passieren, dass sie von solchen Menschen wie zum Beispiel dem F-Länder ausgenutzt wird. Benjamin vertraute Leuten, die auch aus Afrika nach A-Stadt gekommen sind, da er der Meinung war, dass sie ihm helfen. Leider wurde sein Vertrauen enttäuscht und seine Unwissenheit ausgenutzt, denn 700 Euro pro Monat für einen Platz auf dem Wohnzimmerboden eines F-Länders zu bezahlen scheint für jeden Menschen, der länger in Österreich lebt unerhört. Doch Benjamin wusste nichts über die Wohnungspreise in A-Stadt. Auch sein Bedürfnis nach Arbeit wurde ausgenutzt. Der Afrikaner von dem er erzählt, versuchte ihm so wenig Geld wie möglich zu geben, um selbst mehr Gewinn zu machen.

Sowohl Clarice als auch Benjamin sehen sich finanziellen Problemen ausgesetzt, wobei die von Clarice weniger schwerwiegend sind als die von Benjamin. Clarice bekommt durch ihr Stipendium 900 Euro pro Monat, was auf den ersten Blick nicht gerade wenig scheint, doch dadurch, dass sie auch ihre Familie in C-Land besuchen möchte und der Preis der Flugtickets ihr Einkommen deutlich übersteigt, ist es für sie zu wenig. Denn es ist für sie unmöglich einmal im Monat „nach Hause“ zu fliegen. Sie muss mehrere Monate sparen, um sich die Heimreise leisten zu können. Als sie noch in C-Land war, musste sie sich keine Gedanken über Geld machen, sie arbeitete als Lehrerin und bekam ihr Gehalt. Sie brauchte nicht so viel Geld, da sie sich keine Reisen nach Europa finanzieren musste.

Benjamin kann sich auf kein fixes monatliches Einkommen verlassen, er bekommt keine finanzielle Unterstützung von seinen Eltern und muss versuchen alleine sein Leben

zu bestreiten. Das Problem daran sieht Benjamin darin, dass er sich nicht voll auf sein Studium konzentrieren kann, er muss sich ständig Gedanken darüber machen, wie er genug Geld für seine Miete und sein Essen aufbringen kann. Außerdem muss er viel Zeit, die er in sein Studium stecken möchte, für Arbeit aufwenden. Interessant ist, dass er nicht so sehr darüber spricht, wie er überleben soll, sondern eher darüber dass er nicht genug Zeit hat, um alle Übungen und Vorlesungen zu absolvieren.

Clarice fühlt, dass sie sich durch ihren Aufenthalt in Österreich verändert hat. Sie sieht Unterschiede zwischen ihrem Heimatland und Österreich darin, dass Menschen in Österreich kälter sind und nicht so offen wie in C-Land, bzw. ordnet sie die Eigenschaften der Wärme oder Warmherzigkeit und Offenheit allen Afrikanern zu.

Beim Thema Zeit als Differenzerfahrung sind sich beide einig. Hierzu teilt Benjamin mehr mit, Clarice stellt nur fest, dass die Zeit in Afrika oder C-Land ein dehnbarer Begriff ist. Er hingegen spricht nicht nur von der anderen Zeitauffassung, sondern auch von dem Unterschied, dass in Österreich viel mehr geplant wird. Clarice bewertet diese Differenz nicht, Benjamin jedoch findet es sehr positiv, denn durch dieses Planen findet er, dass er besser leben kann. Zum Planen gehört für ihn auch das objektiv auf etwas Blicken und dann erst Entscheidungen aufgrund dieser Objektivität zu treffen. Zum Beispiel dadurch, dass ein Mensch mehr Kontrolle über bestimmte Kosten in seinem Leben haben kann, wenn er vorher verschiedene Angebote objektiv vergleicht und dann eine Entscheidung trifft.

Sprache wurde nicht von beiden näher ausgeführt, was daran liegen könnte, dass Clarice in der Interviewsituation nicht mit der deutschen Sprache konfrontiert wurde. Sie bemerkte lediglich, dass sie nicht sehr gut Deutsch spreche, weshalb das Interview auf Französisch geführt wurde. Sie verständigt sich im Alltag auf der Universität mit Englisch, weshalb für sie nicht die Notwendigkeit bestand, besser Deutsch zu lernen. Es scheint aber doch so zu sein, dass sie ausreichend Deutsch versteht, um Menschen, die sie in der U-Bahn ansprechen etc., zu verstehen. Dadurch, dass Clarice an der Universität forscht, ist sie nicht gezwungen wissenschaftliche Artikel auf Deutsch zu lesen, womit Benjamin Probleme in seinem Studium hat. Er findet, dass er durch den Deutschkurs nicht genug darauf vorbereitet wurde, da dort nur „Alltagsdeutsch“ gelehrt wird. Sich mit anderen Menschen zu unterhalten, fällt ihm sehr leicht, jedoch Texte zu lesen und anschließend zu analysieren ist sehr schwer für ihn. Ebenso schwer für ihn ist es wahrscheinlich, selbst solche Texte zu verfassen.

Bildung und ihr Studium sind für beide sehr wichtig. Sie kamen nur nach Österreich, da sie in ihrem Land nicht die Möglichkeiten als gegeben betrachtet haben, die sie benötigten, um sich zu bilden. Durch Benjamins Studium fand er soziale Kontakte in Öster-

reich und dadurch veränderte sich sein Leben ins Positive. Clarice ist zwar auch sehr zufrieden mit ihrem Leben an der Universität, allerdings wird diese Zufriedenheit zu sehr von ihrem Alltag, in dem sie sich durch den ständigen Rassismus, der ihr entgegengebracht wird, gedemütigt fühlt, überschattet. Benjamin findet, dass das Studium in Österreich mehr seinen Wünschen entspricht, als das in B-Land, wo nur für die Prüfungen gelernt und anschließend wieder alles vergessen wird. Für Clarice war es die einzige Möglichkeit ihr Doktorat zu machen, da in C-Land nicht die für sie notwendigen finanziellen Ressourcen vorhanden waren, genauso wenig wie Geräte etc., die sie für ihre Forschung benötigte.

Der Traum Europa stellt für Benjamin einen wichtigen Punkt dar, für Clarice allerdings ist er eher unwichtig. Sie scheint in ihrem Heimatland, bis auf die Unmöglichkeit ihr Doktorat zu machen, alles zu haben was sie braucht. In B-Land will jeder Jugendliche nach Europa, um dort ein schönes und gutes Leben führen zu können. Für Benjamin ist dieser Traum zerplatzt, als er nach Österreich gekommen ist. Er stellte fest, dass die Vorstellungen, die er und seine Freunde sich gemacht haben, nicht der Realität entsprechen. Die Unterschiede im Vergleich mit seiner Vorstellung sind groß: es gibt Arbeitslose, es gibt Obdachlose etc. Er sieht, dass es nicht einfach ist, dass er nicht alles machen kann was er will, dass er nicht viel Geld verdienen kann. Das Schlimme daran ist, dass seine Freunde in B-Land ihm nicht glauben, bzw. nicht glauben wollen. Sie versuchen anhand seiner helleren Hautfarbe, die durch weniger Sonne in A-Stadt bedingt ist, zu beweisen, dass er in Österreich ein besseres Leben führt als sie.

Die Hautfarbe stellt eine offensichtliche Differenzierung dar, wird jedoch lediglich von Clarice als solche angesprochen. Für Benjamin wird seine Hautfarbe nur in rassistischen Erlebnissen behandelt. Clarice hat hier nur von Erfahrungen mit Kindern berichtet, die aufgrund ihrer Neugierde auf ihre Hautfarbe reagieren, sei es mit anfassen oder mit darüber sprechen. Sie findet es positiv, wenn Menschen, in diesem Fall Kinder, ihrer Neugierde Ausdruck verleihen. Dadurch hat sie Kontakt zu Kindern, den sie sehr vermisst, da ihr ihre Tochter, die in C-Land geblieben ist, sehr fehlt.

Die erzählten Differenzierungen unterscheiden sich bei den beiden InterviewpartnerInnen. Möglicherweise, da sie unter unterschiedlichen Voraussetzungen nach Österreich gekommen sind und mit unterschiedlichen Erwartungen. Benjamin zum Studieren und Clarice mit einem Stipendium für ein Doktorat. Sie setzen ihre Schwerpunkte in der Erzählung auf unterschiedliche Punkte, Clarice erzählt zum Beispiel mehr über das Thema Hautfarbe, Benjamin mehr über den Traum Europa.

9. Rassismuserfahrungen

In dieser Kategorie werden rassistische Erfahrungen, die meine InterviewpartnerInnen in Österreich gemacht haben, analysiert. Die Kategorie wird, ebenso wie die der Differenzenerfahrung, in mehrere Unterkapitel gegliedert. Das erste stellt die Kategorie des Alltagsrassismus dar, das zweite die des strukturellen Rassismus, diese Kategorien sind wiederum in mehrere Unterkategorien unterteilt.

Als eine Art Einführung in dieses Thema habe ich ein Zitat von Benjamin gewählt, der davon spricht, dass er, als er noch in B-Land war, keine Ahnung gehabt hat, was Rassismus eigentlich ist.

„wir haben auch über Rassismus geredet aber, pf, ich hab das für Prüfung gemacht (l: mhm) ich hab das nicht **erlebt** [...] aber hier habe ich so erfahren wie **schmeckt** Rassismus (l: mhm) (2) was ist ein **Geruch** von Rassismus was ist eine Farbe Rass- was für eine **Farbe** Rassismus hat hat“ (B16/14-21)

Dieses Zitat drückt im ersten Teil Benjamins theoretische Beschäftigung mit dem Thema Rassismus aus. Er hat in der Schule etwas darüber gelernt, aber er konnte sich nicht wirklich etwas darunter vorstellen, weil er es nicht erlebt hat. Durch die Betonung „erlebt“ zeigt er, dass er mittlerweile sehr wohl Rassismus erlebt hat und zwar mit allen Sinnen, wie der Rest des Zitats zeigt. Es scheint möglich zu sein, dass sich in seinem Mund etwas verändert, dass er trocken wird, etc. wenn er rassistisch behandelt oder beschimpft wird und er diese Veränderung mit Geschmack meint. Es ist jedoch etwas schwerer sich vorzustellen, dass er eine bestimmte Farbe sieht oder einen bestimmten Geruch wahrnimmt.

In folgendem Zitat beschreibt Benjamin wie sehr ihn die Beschimpfung eines kleinen Mädchens als „Affe“ trifft.

„E: ich konnte das nicht mehr gehört weißt du, diese was für ein Gefühl bekommt man das (l: ja) ich konnte nicht (2) ich war fast bewusstlos ich war, wenn ich weiß wäre dann wäre ich so rot gewesen (l lacht) dann war ich nicht (2) dann es hat mir weiter leid getan“ (B16/6-8)

„Rassismus hat die Absicht, das Schwarze Subjekt zu verletzen, und das Schwarze Subjekt fühlt sich körperlich verletzt – der Schmerz ist die Materialisierung oder Somatisierung der Verwundung durch Rassismus.“ (Ferreira 2003, 154) Durch das obige Zitat von Benjamin wird deutlich wie sehr er sich durch Rassismus verletzt fühlt, was laut Ferreira auch die Absicht der Person ist, die rassistisch handelt.

9.1 Alltagsrassismus

In diesem Kapitel werde ich Erfahrungen darstellen, die meine Interviewpersonen in ihrem Alltag gemacht haben und immer noch machen. Beide sehen sich täglich Rassismus ausgesetzt.

„E: ja negative Erfahrungen gibt's genug, (I: ja) wir können das ganze Zimmer füllen“ (B16/9)

Diese Antwort auf die Frage nach negativen Erfahrungen ist locker und etwas lustig, doch Benjamin weist die Interviewerin auch darauf hin, dass es für ihn schwer ist eine Auswahl zu treffen, da es so viele sind. Nachdem er einige Erlebnisse erzählt hat scheint er mit dem Satz „also es gibt so so viele Erfahrungen aber (2)“ (B17/26-27) die Erzählung beenden zu wollen. Er betont wie im ersten Zitat, dass es so viele Erfahrungen gibt. Was allerdings auf das „aber“ folgen sollte, ist nicht klar, denn anschließend erzählt er doch noch von weiteren Erlebnissen rassistischer Art.

Im Allgemeinen ist während der Interviewsituation mit Benjamin festzuhalten, dass ihn der Rassismus zwar sehr trifft und er ihn auch persönlich nimmt, er jedoch auch andere Dinge in Österreich gefunden hat, die ihm sein Leben erleichtern und erträglich machen. Im Gegensatz hierzu fällt es Clarice schwer positive Seiten zu sehen. Durch die alltägliche Erniedrigung, der sie sich ausgesetzt fühlt, ist es ihr nicht möglich darüber hinweg zu sehen und will nur noch so schnell wie möglich nach Hause.

„hier jeder sagt dir (2) du bist Ausländer du bist die schlechte Person (2) (I: mhm) gut ich will sagen das ist unser **Alltag** (I: ja) das ist unser All- das ist mein Alltag als Afrikanerin“ (C5/21-23)²¹

Ein weiteres Beispiel für die Alltäglichkeit von Rassismus wird in diesem Zitat gegeben. Clarice fühlt sich jeden Tag als schlechte Person dargestellt, weil sie „Ausländerin“ ist. Im ersten Teil spricht sie eher allgemein davon, dass einem als „Ausländer“ oder als „Ausländerin“ jeden Tag gesagt wird, dass man ein schlechter Mensch sei. Im folgenden Teil spezifiziert sie es auf „unseren Alltag“, indem sie schon als „Ausländerin“ inkludiert ist und anschließend noch einmal auf „mein Alltag als Afrikanerin“. Sie wird in der Spezifikation, um wessen Alltag es sich hier handelt, immer genauer. Sie schließt hier von ihren Erfahrungen im Alltag als Afrikanerin auf die von allen „Ausländern“ in A-Stadt.

„Gut das sind Einstellungen/Verhalten denen man jeden Tag begegnet (I: jeden Tag) ja das ist **Alltag** es ist normal (I: mhm)“ (C8/35-37)²²

²¹ « ici tout le monde te dit (2) tu es étranger c'est toi la mauvaise personne (2) (I: mhm) tout bon c'est je veux dire c'est notre **quotidien quoi** (I: oui) c'est notre quot- c'est mon quotidien étant qu'Africaine » (C5/21-23)

Im weiteren Interview kommt sie wieder darauf zu sprechen, dass „man“ solchem Verhalten wie Rassismus jeden Tag begegnet. Clarice bleibt hier auf der allgemeinen Ebene und kommt nicht auf sich selbst zu sprechen. Durch ihre Wortwahl – zuerst „jeden Tag“ und anschließend „Alltag“ (besonders betont) - scheint sie nochmal hervorheben zu wollen, dass sie alltäglich Rassismus ausgesetzt ist. Andererseits könnte die Betonung des „Alltag“ auch auf die Wiederholung der Interviewerin von „jeden Tag“ zurückzuführen sein. Die letzte Phrase dieses Zitats „es ist normal“ scheint das alltägliche und jeden Tag etwas abzuschwächen, sie scheint sich schon damit abgefunden zu haben, dass sie jeden Tag Rassismus ausgesetzt ist und nichts dagegen machen kann. Es wirkt resigniert.

„deswegen sage ich es geht immer schwerer [...] man trifft sich jeden Tag mit diesem komischen Rassismudings (l: mhm)“ (B18/32-36)

Auch Benjamin findet, dass das Leben durch Rassismus erschwert wird und er ihm täglich ausgesetzt ist. Er bezeichnet es hier als „komischen Rassismudings“, was er genau damit meint, wird allerdings nicht klar.

Nun folgt Benjamins erste Erzählung in Bezug auf seine Rassismuserfahrungen. Diese Erfahrung liegt noch nicht lange zurück, was auch durch seine ausführliche Erzählung deutlich wird.

„da war so eine Gruppe von Kindergartenkinder [...] dann so ein Kindergartenkind so groß geschaut (zeigt mit der Hand die Größe) also vier oder fünf Jahre war sie, kann ich schon sagen, sie hat zu mir so laut geschrien „Affe, Affe“ dann höre ich ja was sagt sie, hab ich recht gehört oder was (l: mhm) dann hat sie, sie war schon fast hinter mir sie hat so **laut** geschrien „Affe, Affe“ dann dachte ich sagt sie Apfel oder was, dann hab ich sie geguckt, dann sagt sie „Affe, ja schau da ist ein Affe oh mein Gott das ist ein Affe“ ich bin so, ich konnte nicht mehr meine Füße fühlen (l: mhm) ich hab mich so **geschämt**, weißt eh und die Leute hin- also es war in in wir waren von U-Bahn ausgestiegen (l: mhm) und sie hatten gewartet bis wir alle ausgestiegen sind, dann sie reinkommen, damit sie reinkommen könnten, dann war ich oh mein Gott (2) dann hab ich so hunderttausendmillionen Fragen, im Kopf gehabt, warum sagt sie so, woher hat sie das gehört (l: mhm) vielleicht von Eltern vielleicht von Kindergartenlehrerinnen, kann das schon sein von diesen zwei Schwestern [Nonnen, sind in dieser Situation die Kindergartenpädagoginnen; Anm. DS], wie, hab ich was, ich mein-, ich weiß es nicht, ok, ich kann, dann war ich schon bei Rolltreppe aufe, ich sage ah, na ich muss zurück und ich muss zu ihr sagen ja schau mal ich bin (2) kein Affe ich bin ein **Mensch** so wie andere Mensch aber meine **Hautfarbe** es ist, anders, das ist nur, Hautfarbe aber ich hab Haut so wie du und andere ich bin kein Affe (l: mhm) dann bin ich zurück und dann zum Glück, ich weiß es nicht schon weg, dann es hat mir sooo leid getan, es hat mir **voll** leid getan weil (2) das heißt diese, diese Rassismusgift es hat jetzt irgendwie angefangen in in vierte Generation so ein bisschen reinzukommen, die Kinder **schlucken** das auch (l: mhm) und die Kinder sind so gute Bo-, sie sind **Engel**, sie wissen nicht, sie sagen was sie hört (l: mhm) ja,“ (B16-17/28-2)

²² « bon (l: mhm) ce sont les attitudes qu'on rencontre tous les jours (l: tous les jours) oui c'est **quotidien** c'est normal (l: mhm) » (C8/35-37)

Benjamin beginnt mit einer Zuordnung seiner „Angreiferin“ zu einer Gruppe und zwar der der Kindergartenkinder. Anschließend definiert er sie genauer durch die von ihm geschätzte Größen- und Altersangabe. Dann beginnt er bereits den rassistischen Vorfall zu beschreiben. Hier vermischt er abwechselnd seine eigenen Gedankengänge, also seine Reaktion auf die Worte mit dem, was das kleine Mädchen gesagt hat. Benjamin ignoriert sie nicht, sondern schaut sie an, um zu klären was sie meint, hierauf wiederholt sie ihre Aussage ausführlicher. Er reagiert körperlich, er fühlt seine Füße nicht mehr. Es ist ihm unangenehm, dass jemand so etwas zu ihm gesagt hat, was er wahrscheinlich mit dem Ausdruck „es hat mir voll leid getan“ meint. Nach dieser kurzen Beschreibung, wie er sich nach diesem Angriff gefühlt hat, kommt er auf die Beschreibung der Situation zurück. Das alles muss sehr schnell geschehen sein, denn es ereignete sich als Benjamin aus der U-Bahn ausstieg und das Mädchen mit der Kindergartengruppe wartet bis es einsteigen konnte. Anschließend beschäftigt er sich nicht mehr mit sich selbst und seinen Gefühlen, sondern fragt sich wie es dazu kommen kann, dass ein kleines Mädchen so etwas sagt/macht. Er kommt zu dem Schluss, dass sie es nur von Erwachsenen gehört haben kann, er allerdings nicht feststellen kann von wem. Benjamin konnte sich hier von seinem eigenen Schmerz und seiner Betroffenheit abheben und daran denken, wie arm das Mädchen ist. Er vollzieht hier einen Perspektivenwechsel, sucht Gründe warum sie so etwas sagt. Während dieser Gedankengänge war er bereits mit der Rolltreppe aus der Station gefahren, doch er will umkehren und mit dem Mädchen sprechen, ihr logisch erklären, dass er kein Affe, sondern ein Mensch ist. Er geht zurück zum Ort des Geschehens, doch das Mädchen ist schon weg. Benjamin geht hier nach einer kurzen Verarbeitung der Situation in eine aufklärerische Offensive. Dies ist ihm wahrscheinlich nur dadurch möglich, dass er das Mädchen als Opfer der Gesellschaft sieht. Er ist sich nicht sicher, ob er Glück gehabt hat, dass sie nicht mehr da war oder nicht. Benjamin „hat es Leid getan“. Es ist allerdings nicht klar, ob ihm das Mädchen Leid getan hat, ob er damit meint, dass es ihm peinlich war, oder ob es ihm Leid tut, dass die Gesellschaft, sogar die Kinder, rassistisch handeln. Er spricht hier von „Rassismusgift“, das sich immer mehr ausbreitet, weil es die Kinder „schlucken“. Das heißt, die Erwachsenen geben dieses Gift an ihre Kinder weiter. Dennoch geht Benjamin, ebenso wie Clarice („die Kinder siehst du die Kinder ich ich liebe sie“ (C9/37)²³), davon aus, dass Kinder an sich gut sind, er spricht sogar von „Engeln“. Dieser letzte Teil ist wieder sehr allgemein gehalten und enthält seine persönliche Einschätzung zu den möglichen Hintergründen des Vorfalls. Um solche Erfahrungen zu verhindern, scheint es wichtig zu sein Kinder schon früh genug für Rassismus zu sensibilisieren.

²³ « les enfants tu vois les enfants moi je les aime » (C9/37)

„und einmal war ich auch von (2) U9 glaub ich, ich weiß es nicht wo, ich weiß es nicht welche U-Bahn war das aber es gab irgendein Spiel, am F-Patz glaub ich und es gibt so viel Fußballfans (I: mhm) und ja ich war vor der Gruppe und sie hatten so eine laute Geräusch ein Affegeräusch gemacht, sie haben sooo viele komische Wörter ausgedrückt oder gesagt dann hab ich so (3) oh mein Gott es hat mir so leid getan verstehst du (2) ja (2) also es gibt so so viele Erfahrungen aber (2)“ (B17/21-27)

Dieses Beispiel zeigt einen Vorfall, bei dem Rassismus von einer Gruppe ausgeht. Der Unterschied zu Einzelpersonen ist, dass eine größere Gefahr von ihr ausgeht. Im speziellen Fall handelt es sich um eine Gruppe erwachsener Männer, mit denen nicht die Möglichkeit besteht, über das was sie gemacht haben, zu sprechen, so wie Benjamin es im vorigen Beispiel vorhatte. Dadurch könnten sie sich provoziert fühlen und handgreiflich werden. Auch in diesem Zitat spricht Benjamin davon, dass es ihm Leid getan hat. Ebenso wie im vorigen Zitat führt er eine genaue Lokalisierung in A-Stadt durch, bei welcher U-Bahn, in welcher Station. Diese Rassismuserfahrung bezieht sich auf Fußballfans. Er gibt hier keine genauere Schilderung der Situation wieder, er spricht lediglich von Affengeräuschen und von „sooo vielen komischen Wörtern“. Es ist dennoch möglich, sich durch diese Beschreibung in ihn hineinzusetzen und seine Not zu spüren.

Clarice erzählt im Gegensatz zu Benjamin von keinen so ausführlichen Beispielen für Rassismus, jedoch fühlt sie ihn überall. Sie bezieht sich eher auf „Kleinigkeiten“, die sie täglich erlebt.

„nein es gibt sog- es gibt Worte weil (I:ja) es gibt Momente wenn jemand kommt und Neger zu dir sagt
I: wirklich
E: ja er sagt Neger zu dir gut“ (C8/22-25)²⁴

Clarice spricht hier allgemein, sie sagt nicht, dass jemand „Neger“ zu ihr gesagt hat, sondern, dass jemand kommt und zu „dir“ „Neger“ sagt. Allerdings ist klar, dass sie diese Erfahrung gemacht hat.

„Trotzdem wir sind nicht nur hier um Asyl zu suchen wie man sagt wir sind auch hier weil wir forschen wollen (I: mhm) wir sind auch hier weil wir Leute kennenlernen wollen wir wollen einen Bekanntenkreis wir sind nicht nur da weil wir suchen (2) äh vielleicht Asyl oder Geld (I: mhm) wir sind nicht es ist nicht dass wir in diesem Land bleiben werden nein ich ich habe mein Studium in ein zwei Monaten abgeschlossen ich **gehe zurück** ich gehe nach Hause (I: mhm) und das alles weil vielleicht die Leute in ihren Köpfen denken dass der Afrikaner kommt um sich niederzulassen er kommt weil er flieht“ (C5/1-8)²⁵

²⁴ „« non il y a mê- il y a des mots parce que (I : oui) il y a des moments ou quelqu'un vient pour te dire Neger I : vraiment E : oui il te dit Neger bon » (C8/22-25)

²⁵ « pourtant nous ne sommes pas là seulement en train de chercher de l'asile comme on dit, nous sommes aussi là parce qu'on veut faire la recherche (I: mhm) nous sommes aussi là parce qu'on veut fréquenter on veut des connaissances on n'est pas seulement là parce qu'on cherche (2) eh peut-être l'asile ou bien l'argent (I: mhm) on n'est pas ce n'est pas parce qu'on va rester dans ce pays non moi j'ai fini mes études en un deux mois je **retourne** je rentre chez moi (I: mhm) et tout ça parce que peut-être des gens ont développé dans leurs têtes que l'Africain vient s'installer il vient parce qu'il fuit, » (C5/1-8)

Wie Clarice bereits des Öfteren festgestellt hat, fühlt sie sich in Österreich gedemütigt. Hier versucht sie die Gründe für das Verhalten der Österreicher nachzuvollziehen und zu revidieren, zum Beispiel, dass nicht alle Afrikaner hier sind, um Asyl zu suchen. Sie spricht von einem kollektiven „wir“, womit sie wahrscheinlich die Afrikaner in A-Stadt oder allgemein in Österreich meint und sich selbst einschließt. Clarice zählt einige andere Gründe auf, weshalb Afrikaner in A-Stadt sind und schwenkt anschließend in ihrer Argumentation auf Gründe um, warum sie nicht hier sind. Hierunter finden sich Vorurteile, denen sie wahrscheinlich ausgesetzt gewesen ist. Sie will nicht, dass Menschen von ihr denken, dass sie wegen des Geldes oder um Asyl zu suchen nach Österreich gekommen ist, oder dass sie in Österreich bleiben will. Dieser Punkt scheint ihr wichtig zu sein, denn sie wechselt vom kollektiven „wir“ auf „ich“. Sie ist ganz klar in ihrem Standpunkt, dass sie so schnell wie möglich nach Hause zurückkehren will, wenn sie ihr Studium beendet hat. Nach diesem persönlichen Einwurf kommt sie wieder auf die möglichen Gründe für die Demütigung von AfrikanerInnen in Österreich zurück. Sie denkt, dass Leute das Bild des flüchtenden Afrikaners, der in Österreich bleiben will, entwickelt haben und deshalb allen AfrikanerInnen, auch ihr, die lediglich für ihr Studium gekommen ist, negativ eingestellt gegenüberstehen.

„ich würde sagen zwischen (2) 24 und 35 [...] es sind im Allgemeinen Leute die diese Tendenz haben gut weil, sie sagen sich wenn ihr kommt, ihr wollt ihnen ihr **Land** nehmen ihr wollt ihnen ihre **Arbeit** nehmen (E lacht) ja das ist es“²⁶

Hier positioniert Clarice die Menschen, die sich ihr gegenüber rassistisch verhalten. Sie ordnet sie in eine genaue Altersgruppe ein und gibt auch die Gründe für deren rassistisches Verhalten wieder. Sie gibt die typischen Gründe, die sie bereits weiter vorne in einem Zitat erwähnt hat wieder, wie Angst davor, dass ihnen die Arbeit und ihr Land weggenommen wird.

9.1.1 Blicke

Zu diesen alltäglichen Erlebnissen, die Clarice kurz schildert gehören auch Blicke, die ihr Menschen auf der Straße, in der U-Bahn, in Bussen, etc. zuwerfen.

„und es gibt sogar welche die haben sich vor mich gestellt genau so **gegenüber**, und haben mir in die Augen geschaut auf diese Weise und dann (2) gut (2) habe ich mir ge-

²⁶ « je vais dire entre (2) vingt-quatre et trente-cinq [...] ils se disent quand vous venez, vous voulez prendre leur **pays** vous voulez prendre le le leur **travail** (E lacht) oui c'est ça, » (C9/14-21)

dacht gut (2) sie machen was sie machen müssen dann bin ich der „Kampfpunkt“, und dann (2) das ist alles (I: ja ja) nein es ist es ist alltäglich“ (C8/30-33)²⁷

In diesem Zitat beschreibt sie, wie Menschen sich vor sie stellen und ihr in die Augen sehen. Allerdings wird nicht klar wie sie von diesen Leuten angesehen wird, denn „auf diese Weise“ kann sowohl negativ als auch positiv sein. Doch durch die weitere Ausführung und der Einführung des Begriffs „Kampfpunkt“ wird deutlich, dass sie Blicke negativ waren. Die Situierung – direkt gegenüber – der Personen Clarice gegenüber scheint eine gewisse Bedrohung auszustrahlen. Sie hat sich mit solchen Reaktionen abgefunden bzw. resigniert, was durch „sie machen was sie machen müssen“ deutlich wird. Dadurch, dass sie beinahe in jedem Zitat einbaut, dass Rassismus alltäglich geschieht, zeigt sie wie wichtig es ihr ist, dass die Interviewerin diese Tatsache zur Kenntnis nimmt.

„du willst in den den den den den Zug oder die U-Bahn einsteigen (I: mhm) und dann versucht man dir den den den Durchgang zu versperren das heißt, du brauchst den Durchgang (I: mhm) aber einer bleibt da stehen und hebt den Kopf und schaut dich an (2) gut (I: mhm) das sind Haltungen/Einstellungen denen man täglich begegnet (I: jeden Tag) ja es ist **alltäglich** es ist normal (I: mhm) also zumindest es ist egal wie sagt man (E lacht)“ (C8-9/33-2)²⁸

Dieses von Clarice beschriebene Erlebnis scheint sie selbst erfahren zu haben, spricht jedoch nicht in der „ich“-Form, sondern in der „du“-Form. Obiges Zitat kann in zwei Teile gegliedert werden: der erste ist die Beschreibung eines Erlebnisses und der zweite ihr Kommentar darüber. Im ersten Teil beschreibt Clarice den Menschen, der sich ihr in den Weg stellt nicht genauer, sie spricht lediglich von „man“ oder „einer“, was darin begründet liegt, dass sie sagt, dass sie solche Situationen alltäglich erlebt. Das heißt, der Mensch, der sich ihr in den Weg stellt, kann an einem Tag eine Frau sein und am nächsten ein Mann. Auffällig ist die häufige Wiederholung der Artikel, was sie ansonsten nicht macht. Es könnte die Funktion haben, dass sie sich während der Wiederholung, Gedanken darüber machen kann, was sie erzählen will. Es wird zwar von jemandem versucht den Durchgang zu versperren, aber wahrscheinlich nicht solange, dass Clarice nicht in den Zug oder die U-Bahn einsteigen kann, sondern als Zeichen der Überlegenheit, oder um ihr zu zeigen, dass sie unerwünscht ist. Doch dieses Blockieren scheint für sie schlimm zu sein, denn sie sagt, dass sie den Durchgang „braucht“. Sie sieht dieses Verhalten von Menschen ihr gegenüber mit einer Haltung verbunden, wobei sie nicht erwähnt wie diese aussieht. Doch das Stehenbleiben und sie ansehen

²⁷ « et il y en a même qui sont venus juste devant moi comme ça en **face**, et me regardaient comme ça dans les yeux comme ça et puis (2) bon (2) je m'ai dit bon (2) il font ce qu'ils ont à faire puis moi je suis la point butte, et puis (2) c'est tout (I : oui oui) non c'est c'est courant » (C8/30-33)

²⁸ « tu veux entrer dans le le le le train ou le métro (I : mhm) et puis on essaie de te bloquer la la le passage c'est-à-dire, tu as besoin de passage (I : mhm) mais quelqu'un reste là et lève la tête et te regarde (2) bon (I : mhm) ce sont les attitudes qu'on rencontre tous les jours (I : tous les jours) oui c'est **quotidien** c'est normal (I : mhm) donc au moins c'est égal comment dire (E lacht)» (C8-9/33-2)

vermittelt eine Art des Ausschlusses. Es wird nicht gewünscht, dass sie aussteigt oder einsteigt, weshalb es ihr so schwer wie möglich gemacht wird. Im zweiten Teil des Zitats wird wieder Clarices Resignation spürbar. Zuerst spricht sie davon, dass sie dieser Haltung, die Menschen, wenn sie ihr den Weg versperren ihr gegenüber haben, täglich begegnet. Anschließend wiederholt sie auf die Nachfrage der Interviewerin, dass sie solche Situationen alltäglich erlebt. Die Resignation stelle ich fest als sie daran anschließt, dass es „normal“ ist bzw. ganz am Ende des Zitats, dass es „egal“ ist. Wahrscheinlich meint sie egal in dem Sinne, dass sie nichts dagegen machen kann.

„, und gut der Blick den man dir auf der Straße zuwirft ist nicht der Blick (I: mhm) es ist als ob du dermaßen bist man sagt dir wirklich dass du Ausländerin bist (I: mhm) man sagt dir dass dein Platz nicht hier ist (I: mhm) dein Platz ist nicht hier, und dann gut wenn du versuchst dich zu beschweren man sagt dir wenn es dir nicht passt kannst du nach Hause gehen (I: das ist-) ja es ist normal und dann (2)“ (C3/1-6)²⁹

Als sie oben beschrieb, wie Menschen in der U-Bahn oder im Zug stehen bleiben, um ihr den Weg zu versperren, sprach sie bereits davon, dass sie sie dabei anschauen. Hier kommt sie nun noch einmal ausführlicher auf die Art von Blick, die sie damit meint, zu sprechen. Zu Beginn dieses Zitats hat sie noch Probleme, genau zu definieren wie der Blick ist. Sie sagt er „ist nicht der Blick“ und „es ist als ob du dermaßen bist“. Sie lässt die wichtigen Wörter aus und dennoch wird dadurch schon klar was mit dem Blick gemeint ist, er ist kein positiver, er vermittelt ihr das Gefühl, dass sie dermaßen schrecklich ist, könnte eine mögliche Interpretation sein. Im Anschluss findet sie allerdings klare Worte: sie findet, dass sie durch die Blicke auf ihren Platz als „Ausländerin“ verwiesen wird, ihr wird gezeigt, dass ihr Platz nicht hier ist. Sie spricht davon, dass, wenn sie sich beschweren würde, ihr lediglich gesagt würde, dass sie nach Hause gehen soll, wenn es ihr nicht passe. Es ist jedoch nicht klar, bei wem sie sich beschwert. Aber wahrscheinlich bei den Menschen, die ihr diese Blicke zuwerfen, denn Freunde würden nicht auf diese, von ihr beschriebene Art, reagieren.

9.1.2 Als Drogendealer angesprochen werden

Es sind nicht „nur“ Blicke, denen meine InterviewpartnerInnen ausgesetzt sind, sondern sie fühlen sich auch stark in ihrem Alltag dadurch gestört, dass sie häufig nach Drogen gefragt werden.

²⁹ « eh bon le regard qu'on te jette dans la rue n'est pas le regard (I: mhm) c'est comme si tu est tellement on te dis vraiment que tu es étrangère quoi (I: mhm) on te dit ta place n'est pas ici (I: mhm) ta place n'est pas ici, et puis bon quand tu essayi de te plaindre on te dit si ça ne te va pas rentre chez toi (I: c'est-) oui c'est normal et puis (2) » (C3/1-6)

„also, so Drogen vielleicht am Anfang hab ich so viel gefragt, aber das ist so, es geht nur wenn jemand Neuer ist
I: also du bist gefragt worden
E: ja (I: mhm) aber das geht nur wenn jemand Neuer ist weil eine Stadt A-Stadt ist so klein (I: mhm) und und sie diese Leute sind schon bekannt wenn ich jeden Tag bei X-Platz bin dann verkaufe ich keine Drogen sie fragen mich jeden Tag und jeden Tag habe ich keine Drogen dann sie wissen schon ja der Mann mit Dreadlocks ja, er ist, er hat nix (I lacht) sie sagen immer so“ (B18/36-43)

Benjamin meint, dass das Problem nach Drogen gefragt zu werden nur besteht, wenn man neu in A-Stadt ist. Das betont er noch einmal, indem er den Satz wiederholt. Er wurde zwar zu Beginn seines Aufenthalts in Österreich öfter gefragt, ob er Drogen verkaufe, aber nach kurzer Zeit wussten alle, dass er keine Drogen hat und mittlerweile fühlt er sich dadurch nicht mehr belästigt. A-Stadt ist klein bzw. auch die Drogencommunity am X-Platz, was er als den Grund dafür sieht, dass er nun, nachdem er schon drei Jahre in A-Stadt lebt, nicht mehr nach Drogen gefragt wird

„deshalb auf dem Weg siehst du ich für mich es ist es ist für mich alltäglich ich gehe von der Arbeit nach Hause wirklich müde aber auf dem Weg mich jemand [...] um mich zu fragen ob ich Drogen habe gut (I: mhm) es ist demütigend für mich siehst du ich fühle mich erniedrigt (I: mhm)“ (C4/30-33)³⁰

Im Gegensatz zu Benjamin hat sich Clarice keineswegs damit abgefunden nach einem langen Arbeitstag auf dem Nachhauseweg nach Drogen gefragt zu werden. Sie fühlt sich dadurch gedemütigt und hat auch nicht die Erfahrung gemacht, dass sie nach einiger Zeit nicht mehr nach Drogen gefragt wird, weil jeder weiß, dass sie keine hat. Diese Erniedrigung spürt sie sehr stark, weshalb sie es auch mehrmals sagt.

9.2 Struktureller Rassismus

Nach der Kategorie des Alltagsrassismus, werde ich mich nun mit der des strukturellen Rassismus auseinandersetzen. Unter strukturellem Rassismus verstehe ich:

„Struktureller Rassismus meint die unterschiedliche, negative und rassistische Behandlung von Menschen im Staat, bei Behörden, in Gemeinden, Medien und Öffentlichkeit. Struktureller Rassismus drückt sich aus in Gesetzen, behördlichen Dienstvorschriften, Regelungen und Hausordnungen und ist eng verbunden mit dem alltäglichen individuellen Rassismus“ (Joomla! 2009, 1).

Das heißt, wenn staatliche oder andere Organisationen durch bestimmte Gesetze oder Vorschriften Rassismus unterstützen, wie zum Beispiel ein Türsteher, der keine Afrikaner in den Club lassen darf.

³⁰ « c'est pour cela qu'en route tu vois moi pour moi c'est c'est pour moi c'est courant je rentre du travail vraiment fatiguée mais en route quelqu'un me [...] pour me demander si j'ai de la drogue bon (I: mhm) c'est humiliant pour moi tu vois je me sens diminué quoi (I: mhm) » (C4/30-33)

Beide InterviewpartnerInnen sind strukturellem Rassismus ausgesetzt, Clarice bezeichnet ihn als „festgefahrener System“.

„Das hat mir erlaubt zu verstehen warum so viele Leute, die ursprünglich **gut** sind in Europa ankommen, und sich völlig **verändern**, sich wiederfinden wenn sie gerade dabei sind Sachen zu machen die nicht sehr gut sind (l:mhm) weil das System wirklich festgefahren, festgefahren festgefahren festgefahren festgefahren festgefahren ist“ (C4/21-24)³¹

Durch ihre Erfahrungen, die sie während ihres vierjährigen Aufenthalts gemacht hat, versteht sie, warum Leute nach Europa kommen und sich verändern. Sie verallgemeinert „Leute“, hierunter kann jeglicher Mensch außerhalb Europas verstanden werden. Sie definiert nicht genauer inwiefern sich diese Menschen verändern wenn sie nach Europa kommen, sie legt sich lediglich darauf fest, dass sie Sachen machen, die nicht gut sind. Darunter kann sehr vieles vorgestellt werden. Obwohl sie sonst Österreich nicht wirklich mit den anderen europäischen Ländern in Beziehung setzt, da hier ihrer Meinung nach die Regelungen noch strenger sind als in anderen europäischen Ländern, spricht sie hier allgemein davon, dass Europa einen schlechten Einfluss auf viele Menschen hat, die hierher kommen. Grund hierfür sieht sie in der Festgefahrenheit des Systems. Dieses Festgefahrenein scheint sie sehr zu beschäftigen, da sie es insgesamt sechs Mal nacheinander sagt. Sie wird vom Staat oder bestimmten Organisationen nicht gut behandelt, worauf sie später noch zu sprechen kommen wird. Clarice ist der Meinung, dass das System nicht funktioniert und deshalb viele gute Menschen dazu gebracht werden, schlechte Sachen zu tun.

9.2.1 Türsteher

Türsteher bekommen meist von ihren Vorgesetzten bestimmte Kriterien, nach denen sie entscheiden müssen, wer in den Club darf und wer nicht. Wie im folgenden Zitat gezeigt wird, gibt es auch Vorgesetzte, die die Hautfarbe als ein Kriterium festlegen, was eindeutig strukturellem Rassismus entspricht.

„ja aber ich weiß es nicht, einmal war ich auch im Club, welcher Club, Z-Club, Z-Club heißt das bei T-Straße (l: mhm) dann der Türsteher hat zu mir gesagt ich war mit noch zwei Freunden von mir sie waren **frisch** aus B-Land gewesen, also nur für Besuch (l: mhm) und wir wollten da reinkommen gehen gehen dann sagt er zu uns dass ja wir dürfen nicht rein weil der Chef hat gesagt dass wir müssen nicht Schwarz **reinlassen** hääh? was hast du gesagt dann sagt er **ja** ihr dürft hier nicht rein weil ihr schwarz seid weil ich schwarz bin dann war ich so beleidigt (l: ja) dachte ich ja mein Gott es war nur weil ich schwarz bin dann darf ich nicht reinkommen, dann hat er so aufgewacht (2) und sagt er ja ich hab das nicht gesagt ich hab gesagt dass nur den Schwarze [...] wieder wieder-

³¹ « ça m'a permis de comprendre pourquoi c'est tant de gens qui sont d'abord d'une nature **bien** arrivent en Europe, et **changent** complètement, se retrouvent en train de faire des choses pas très bien (l: mhm) parce que le système est vraiment bloqué, bloqué bloqué bloqué bloqué bloqué » (C4/21-24)

holt, dann nur die Schwarze hier nicht erlaubt am Sonn- ich weiß es nicht mehr Samstag war das (2) dann hab ich so, aber das hab ich schon gezeigt
I: gesagt?
E: gezeigt eine **Anzeige** ich hab schon eine Anzeige“ (B17/30-43)

Am Anfang dieser Erzählung beginnt Benjamin wie in anderen Erzählungen mit einer Lokalisierung seiner Erfahrung in A-Stadt. Er will damit beginnen zu erzählen was der Türsteher zu ihm gesagt hat, doch dann beschreibt er die Situation noch einmal genauer: er war mit zwei Freunden, die zu Besuch aus B-Land waren dort. Anschließend folgt ein Dialog zwischen ihm und dem Türsteher. Benjamin reagiert völlig verwirrt und überrascht auf die Abweisung des Türstehers, aufgrund seiner Hautfarbe, woraus zu schließen ist, dass ihm so etwas zuvor noch nicht widerfahren ist. Der strukturelle Rassismus wird dadurch deutlich, dass es eine Vorschrift des Chefs war an bestimmten Tagen keine „Schwarzen“ in den Club zu lassen und nicht nur rassistisches Verhalten des Türstehers. Nachdem der Türsteher noch einmal wiederholt hat, dass er sie nicht in den Club lassen kann, bricht die Erzählung ab, wahrscheinlich ist Benjamin mit seinen Freunden gegangen, weil er gemerkt hat, dass es nichts bringt weiter mit dem Türsteher zu diskutieren, da er seine Vorschriften hat und sich an diese hält bzw. halten muss. Doch dieses Verhalten ließ Benjamin nicht auf sich sitzen, sondern erstattete Anzeige. Ferreira (Vgl. 2003, 157) stellt fest, dass Schwarze als ‚bedrohliche Fremde‘ imaginiert werden, was ein Grund für diese rassistische Handlung darstellen könnte. Das heißt, ein Grund für den Ausschluss könnte das Vorurteil sein, dass AfrikanerInnen bedrohlich und aggressiv sind. Die Situation muss für Benjamin sehr unangenehm gewesen sein, besonders, weil seine Freunde gerade aus B-Land gekommen waren und er ihnen die Stadt, in der er lebt, zeigen wollte. Es ist peinlich, wenn er dann in dieser Stadt abgelehnt wird. Die Freunde stellen sich vielleicht die Frage warum er in A-Stadt sein möchte, wenn es ihm nicht erlaubt ist in einen Club zu gehen, in den er möchte.

9.2.2 Polizei

Ebermann (vgl. 2002, 146) befragte 121 AfrikanerInnen in Bezug auf die Behandlung bei Kontrollen durch die Polizei: 9% fühlen sich durch die Polizei erniedrigt, 27,3% fühlen sich schlecht, 48,8% neutral und 14% respektvoll behandelt. Im Umgang stellten 45,5% fest, dass sie geduzt werden, 32,5% fühlten sich bedroht und 2,6% wurden sogar geschlagen. In diesem Kapitel wird es darum gehen welche Erfahrungen meine InterviewpartnerInnen in Österreich im Umgang mit der Polizei gemacht haben.

„oder wenn ich frische Luft im Park schnappen will (2) sobald ich mich hinsetze kommt jemand und fragt mich das heißt es sind viele Leute im Park (I: mhm) auch junge Leute in meinem Alter man sagt mir, können wir deinen Ausweis haben (I: mhm) ich habe gesagt aber warum ich (I: mhm) weil ich Ausländerin bin oder was, siehst du es ist es ist Dinge jeder hat die Augen auf dir (I: mhm) es ist demütigend ich ich finde **der Afrikaner** lebt in Österreich in Erniedrigung man erniedrigt ihn die ganze Zeit“ (C4-5/33-1)³²

Bereits im Kapitel über Alltagsrassismus erwähnte Clarice, als sie darüber sprach, dass sie nach Drogen gefragt wird, dass sie sich gedemütigt fühlt. Ein weiteres Beispiel für ihre Erniedrigung sieht sie darin, dass ständig ihr Ausweis kontrolliert wird. Sie wiederholt immer wieder, auch in Umschreibungen, dass sie sich gedemütigt fühlt. Sie fragt hier, warum ausgerechnet sie aus den vielen Menschen im Park ausgewählt wird und nach ihrem Ausweis gefragt wird. Sie meint zwar, dass sie „aber warum ich“ gesagt hat, aber ich nehme an, dass sie nicht die Polizisten gefragt hat, warum sie ihren Ausweis überprüfen. Es ist eher eine allgemeine Frage an sich selbst, an die Interviewerin oder auch an die Polizisten. Dass diese Situation, in der sie sich gedemütigt fühlt, in der Öffentlichkeit stattfindet, ist für sie sehr schlimm, da sie sich von allen beobachtet fühlt. Nach dieser Beschreibung dieser alltäglichen Situation konstatiert sie, nachdem sie noch einmal darauf hingewiesen hat, dass sie es demütigend findet, dass sie der Meinung ist, dass „der Afrikaner“ in Österreich in Erniedrigung leben, was sie noch einmal durch die Wiederholung „man erniedrigt ihn die ganze Zeit“ bestätigt. Dieses Zitat scheint eine Feststellung für sie zu sein, die für alle AfrikanerInnen gilt. Sie scheint sich nicht nur auf sie selbst zu beziehen, da sie ganz allgemein von „dem Afrikaner“ spricht. Sie scheint diese Feststellung aus ihren Erfahrungen in Österreich, die sie während ihres vierjährigen Aufenthalts gesammelt hat, gezogen zu haben.

Wenn dunkelhäutige Menschen von der Polizei zur Ausweiskontrolle angehalten werden sieht Ferreira (2003, 146) das als Erinnerung an ihre Position, sie werden „auf ihren Platz verwiesen und dort erneut situiert“ (Ferreira 2003, 146). Es wird ihnen verdeutlicht, dass sie sich nicht in der Machtposition befinden, sondern die Polizisten. Diese Ausweiskontrolle kann also als ein Zeichen der Erniedrigung, wie es Clarice auch empfindet, gesehen werden.

Clarice erzählt: „aber wenn du mit der Demütigung leben musst es ist die ganze Zeit, oh deine Papiere (I: mhm) stell dir das vor (2)“ (C5/10-11)³³

Clarice scheint sich durch die offenbar häufige Ausweiskontrolle wirklich gedemütigt zu fühlen, denn nach ihrer Ausführung warum sie sich erniedrigt fühlt, wird diese Demüti-

³² « ou bien, quand je veux prendre de l'air au parc (2) dès que je m'assois on vient me demander c'est-à-dire il y a beaucoup de gens au parc (I: mhm) des jeunes de mon âge aussi on me dit, est-ce qu'on peut avoir ton Ausweis (I: mhm) j'ai dit mais pourquoi moi (I: mhm) parce que je suis étrangère ou quoi, tu vois c'est c'est des choses tout le monde a les yeux sur toi (I: mhm) c'est humiliant quoi moi je trouve **l'Africain** vit en Autriche dans l'humiliation on l'humilie tout le temps » (C4-5/33-1)

³³ « mais quand tu dois vivre dans l'humiliation c'est tout le temps, oh tes papiers (I: mhm) imagine toi (2) » (C5/10-11)

gung erneut aufgegriffen, nachdem sie einen Exkurs über die Gründe für dieses Verhalten in Österreich gemacht hat. Vielleicht würde sie sich von der Polizei mehr Schutz erwarten, den sie durch die Anfeindungen, denen sie alltäglich ausgesetzt ist, auch brauchen könnte und nicht zusätzliche Erniedrigung. Deshalb scheint für sie möglicherweise die Ausweiskontrolle schlimmer zu sein, als wenn jemand sie auf der Straße beschimpft.

„oder die Polizisten auch sie wissen auch schon, also es war am Anfang war ich so so oft kontrolliert worden (I: mhm) jetzt bekomme ich keine Kontrolle mehr
I: ah echt? Das-
E: ja ich bekomme nicht so oft Kontrolle, ja
I: wo sind solche Kontrollen am X-Platz oder direkt einfach auf der Straße auch
E: auf der Straße auch, es gibt keine Garantie (2)
I: es kann immer und überall sein
E: es kann immer und überall sein (5) so es ist so du kannst jederzeit so dein T-Shirt ausziehen Schuhe ausziehen und das (3) jaja es ist so, es ist nicht so einfach (I: ja)“ (B18/43-51)

Ebenso wie bei den Drogenkäufern ist Benjamin auch bei der Polizei bereits bekannt und wird deshalb nicht mehr so häufig kontrolliert. Einerseits scheint er solche Kontrollen locker zu nehmen – es stört ihn zwar, dass er anfangs so oft kontrolliert wurde, aber jetzt ist es seltener geworden. Andererseits ist seine Beschreibung der Kontrollen Angst einflößend. Es wird verlangt T-Shirt und Schuhe auszuziehen, wodurch die Machtposition der Polizei verstärkt wird. Auch der Satz „es gibt keine Garantie“ scheint eine Gefährlichkeit in sich zu bergen. Es kann immer und überall geschehen, er kann sich nie sicher fühlen, denn sich auf der Straße ausziehen zu müssen, stellt eine Art von Bedrohung dar. Doch Benjamin hat sich mit der Situation, jederzeit kontrolliert zu werden, genauso wie damit nach Drogen gefragt zu werden, abgefunden. Sein Schlusssatz - „jaja es ist so, es ist nicht so einfach“ - wirkt resigniert, denn es ist ihm klar, dass er gegen diese Kontrollen nichts machen kann. Allerdings schwingt vielleicht auch etwas Hoffnung in diesem Satz, denn er sagt nicht, dass es schwer ist, sondern es ist „nur“ nicht so einfach.

„es war Hund gegen Leute (3) und, er hat Polizei angerufen und es waren ich weiß es nicht 20 Polizeiautos oder und die Polizisten sind gekommen und er hat so ein ich weiß es nicht in Radio gesprochen und gesagt ja da ist nur there is only a herds of monkeys (2) ja es ist only a herd of monkeys
I: der **Polizist** hat das gesagt?
E: der **Polizist** hat das gesagt, es ist there is only herds of monkeys es ist so eine Gruppe von Affen gesagt oh Mann das war (4)“ (B18/8-14)

Benjamin hat nicht nur durch die Ausweiskontrolle Erfahrungen mit der Polizei gemacht. Obiges Erlebnis geschah, als einige Afrikaner beim Basketballspielen mit einem Hund aneinandergeraten waren. Der Hundebesitzer rief daraufhin die Polizei. Das Schlimme an dieser Situation für Benjamin war das Verhalten des Polizisten, denn seine Aussage, dass „only a herds of monkeys“ da sei, scheint ihn tief getroffen zu haben.

Er wiederholt sie insgesamt, inklusive der deutschen Übersetzung vier Mal. Am Ende dieses Zitats wird noch einmal deutlich wie sehr diese Aussage des Polizisten ihn verletzt hat, als er sagt „oh Mann das war“. Er spart hier aus, wie es für ihn war, will es oder kann es nicht genauer ausdrücken, was durch die längere Pause deutlich wird. Dadurch, dass Polizisten Menschen sind, die den Staat repräsentieren, ist diese Art von Verhalten völlig unverständlich.

9.2.3 Wohnungssuche

In diesem Kapitel werde ich Erfahrungen darstellen, die meine InterviewpartnerInnen bei der Wohnungssuche bzw. mit Studentenheimen gemacht haben, woraus deutlich wird welche teilweise restriktiven Strukturen es unmöglich oder sehr schwer machen für AfrikanerInnen Wohnungen zu finden, bzw. auch in Studentenheime aufgenommen zu werden.

„ja, beim Wohnung suchen zum Beispiel (I: mhm) es ist nicht mehr einfach (3) ich hab selber, also (2) vor über über 5 Monate so eine Wohnung gesucht (I: mhm) findest irgendwas aus dem Internet oder in Zeitung oder irgendwo, dann rufst du dorthin und sagst ja, ich habe Ihre Anzeige gesehen und so blablabla und sagt er ja, ok, ja, das die Wohnung kostet er gibt so Informationen ja es ist noch frei, und wenn du weiterredest dann denkt er, dieses Deutsch, der kann nicht sein ein Österreicher sein, dann fragt er ja aber wo kommen Sie her? Sag ich ja aus B-Land wo? Aus B-Land was ist das, wo ist das? In Afrika, Afri- ok ich ruf dich in 2 Minuten an, dann (2) macht er nicht mehr wenn du noch mal anrufst sagt er ja Wohnung ist schon vergeben (2) bist du von Afrika ja meine Wohnung ist schon vergeben und andere Vermieter sagt sagen ja also Wohnung also Leute mit Wohnung sagen da, ja hier die Nachbarn haben so viele Probleme mit Afrikaner weil Afrikaner sie sie kochen so, scheiße riechen, das ist so stark von Geruch also das Essen und sie sind auch laut sie sind auch sehr laut,“ (18/16-28)

Benjamin scheint davon auszugehen, dass es früher als Afrikaner einfacher war eine Wohnung zu finden, was er durch den Satz „es ist nicht mehr einfach“ ausdrückt. Dieser Eingangsteil ist sehr allgemein gehalten. Danach scheint er von seinen persönlichen Erfahrungen berichten zu wollen. Zeitlich ist es schon über fünf Monate her. Nach dieser Feststellung beginnt er allerdings wieder mit einer verallgemeinernden Erzählung. Anschließend spielt er einen Dialog nach, den er während seiner Wohnungssuche wahrscheinlich öfter erlebt hat. Benjamin ist der Meinung, dass er von den VermieterInnen oder MaklerInnen durch sein Deutsch als „Nicht-Österreicher“ entlarvt wurde, woraufhin genauere Fragen bezüglich seiner Herkunft folgten. Interessant ist, dass Benjamin während des Gesprächs vom/von der VermieterIn/MaklerIn, als diese/r noch nicht weiß, dass er aus B-Land kommt, mit „Sie“ angesprochen wurde. Am Ende des Telefonats, das sehr abrupt erfolgt, wurde jedoch auf „du“ gewechselt. Auch das rasche Gesprächsende scheint rassistisch motiviert. Offensichtlich ist der/die Vermie-

terIn/MaklerIn nicht daran interessiert an „AfrikanerInnen“ zu vermieten. Dass er/sie in zwei Minuten zurückruft, ist nur ein Vorwand, um schnell aus dem Telefonat aussteigen zu können. Es wird nicht, wie gesagt, zurückgerufen. Das wird umso deutlicher, als beim Rückruf von Benjamin gesagt wird, dass die Wohnung bereits vergeben ist. Es wird an diesem Beispiel deutlich, wie extrem die Vorurteile AfrikanerInnen gegenüber sind. Zum Beispiel wenn die VermieterInnen argumentieren, dass AfrikanerInnen „laut“ seien und ihr Essen „stinke“. Bei diesem letzten Teil ist etwas unklar, ob diese Argumente als Grund für Ablehnung ihm gegenüber genannt wurden, sie gegenüber Freunden erwähnt wurden, oder ob es sich einfach um Vorurteile handelt, von denen Benjamin weiß, dass sie gegenüber AfrikanerInnen existieren und er sich vorstellen kann, dass sie Gründe für eine Ablehnung sein könnten.

„also es ist nicht so einfach mein Freun-, ah mein mein Freund mein Bruder zum Beispiel mit seiner Freundin, sie hatten über 4 Monate jetzt sie suchen eine Wohnung und sie ist eine Österreicherin wenn sie dort alleine hinget sie bekommt die Wohnung wenn sie mit eine mit meinem Bruder geht sagt sie ja aber also wir rufen euch so dann sie machen das nicht mehr, oder sagen ja aber hier dürfen keine Ausländer oder so“ (B18/28-32)

Ein weiteres Beispiel in Bezug auf Wohnungssuche gibt Benjamin über eine Erfahrung, die sein Bruder, Dennis, bei der Wohnungssuche gemacht hat, beziehungsweise dessen Freundin bei unterschiedlichen Wohnungsbesichtigungen mit und ohne ihren Freund. Unglaublich ist, dass manche VermieterInnen/MaklerInnen direkt sagen, dass in diese Wohnung keine MigrantInnen ziehen dürfen, also ganz offen rassistisch handeln. Dies ist der Grund warum ich die Wohnungssuche dem strukturellen Rassismus zugeordnet habe, denn es wird deutlich dass es bestimmte Regeln gibt, die der/die Haus- oder Wohnungseigentümer/in aufstellt, die rassistisch sind und an die sich die MaklerInnen dann halten. Benjamin führt einem durch die direkte Rede des/der Maklers/in, die er wiedergibt, vor Augen, welche Aussagen diese tätigen. Anders als er es durch eine indirekte Rede schaffen würde. Ebenso wie am Telefon als sie auf fehlerhaftes Deutsch aufmerksam werden, reagieren sie bei Dennis Anblick mit Ablehnung, die hinter einem „wir rufen euch zurück“ versteckt wird. Was hier ebenfalls auffällt ist das „euch“, sie werden wieder geduzt.

Clarice hat im Gegensatz zu Benjamin von keinerlei Erfahrungen bei der Wohnungssuche zu berichten, jedoch über das Verhalten von Studentenheimen gegenüber Nicht-EU-Bürgern.

„und dann es ist ganz und gar nicht ahm, einfach wenn du Ausländer bist (I: ja) siehst du sogar weil auf dem Niveau sogar von von von von von (2) Studentenheimen, Studentenheim (I: mhm ja) man sagt dir dass du über eine Agentur gehen musst (2) um die Chance zu bekommen nein, weil sie werden dir sagen um ein Zimmer zu bekom-

men man gibt es zuerst an Österreicher, an Mitglieder der europäischen Union, und dann dem Rest der Welt“ (C3-4/35-2)³⁴

Ein weiteres Beispiel für strukturellen Rassismus stellt die Behandlung von nicht EU-Bürgern bei Studentenheimen dar. Clarice muss extra eine Agentur engagieren, um überhaupt die Möglichkeit zu haben einen Platz im Studentenheim zu bekommen, denn ansonsten werden alle Plätze an Österreicher oder EU-Bürger gegeben. Sie sieht die Auswahlkriterien bei Studentenheimen als einen kleinen Teil des Problems, dass das Leben von MigrantInnen in Österreich erschwert.

„ah ja das ist es das ist es die Wirklichkeit und dann (2) auf jeden Fall was ich sagen will es ist eine gute Art zu sagen, ihr seid nicht willkommen **geht zu euch nach Hause zurück** (E lacht) gut das ist es und dann (2) das ist der Alltag“ (C4/18-20)³⁵

Clarices Reaktion auf diese Art von Politik, in diesem speziellen Fall der Studentenheimpolitik ist obige. Sie sieht sich dadurch vor den Kopf gestoßen und dazu angeregt nach Hause zurück zu gehen. Wenn jemand in allen möglichen Bereichen seines/ihrer Lebens benachteiligt wird, wird klar, dass er/sie in diesem Land, das ihm/ihr so viele Hürden in den Weg stellt, nicht erwünscht ist.

9.2.4 Visa

Wenn Studenten aus nicht EU-Ländern zum Studieren nach Österreich kommen, müssen sie, um ihr Visum zu bekommen über eine bestimmte Summe an Geld verfügen. Für Clarice spielte das keine Rolle, da sie ein Stipendium bekam. Doch für Benjamin ist es sehr wichtig. Wie viel Geld vorgewiesen werden muss, ist je nach Alter unterschiedlich, Benjamin musste pro Jahr 4811,28³⁶ Euro nachweisen, und sein Bruder noch einmal dasselbe. Andere Probleme stellten dar, dass bevor überhaupt ein Visum genehmigt wird, eine Wohnung in Österreich nachgewiesen werden muss.

„also braucht man die Inskription zuerst dann braucht man Mietvertrag also du musst zeigen dass (3) ich hab schon eine Wohnung in A-Stadt vermietet uund ja (2) Mietvertrag und, also um Mietvertrag zu bekommen muss man so Kautio n zahlen zuerst (I:

³⁴ « et puis ce n'est pas du tout ahm, facile quand tu es étranger (I : oui) tu vois même parce que au niveau même de de de de des des (2) minicités, Studentenheim (I : mhm oui) on te dit tu dois passer par une agence (2) pour pouvoir de la chance non, parce qu'ils vont te dire pour qu'on te donne la chambre on donne d'abord aux Autrichiens, aux membres de l'Union Européenne, et après au reste du monde » (C3-4/35-2)

³⁵ « ah oui c'est ça c'est ça la réalité et puis (2) en tout cas c'est je veux dire c'est une bonne manière de dire, vous n'êtes pas les biens venus **rentrez chez vous quoi** (E lacht) bon c'est ça et puis (2) c'est le quotidien » (C4/18-20)

³⁶ <http://www.efors.eu/oesterreich-visum/> : Finanzierungsnachweis nach § 293 ASVG (Stand 2007 - jährliche Indexanpassung)

mhm) das ist, das weiß jeder musst Kautio n zahlen, musst du, Miete so drei Miete zahlen drei Monatsmieten zahlen oder sowas“ (B2/45-49)

Es wird deutlich, dass zusätzlich zu den 4800 Euro, die jedes Jahr wieder nachgewiesen werden müssen viele andere Kosten hinzukommen, wie zum Beispiel die Kautio n für eine Wohnung, die bereits bezahlt werden muss, bevor klar ist, ob ein Visum erteilt wird oder nicht. Für Benjamin scheint es wichtig zu sein darauf hinzuweisen, dass drei Monatsmieten ebenfalls viel Geld sind.

„und, ja Versicherung muss man auch zeigen und Versicherung kostet sechs- also vor drei Jahren, also ich ich re- spreche alles wie vor vor drei Jahren, also, es war nur sechzig Euro“ (B2-3/51-2)

Zu der Kautio n und den monatlichen Kosten für eine Wohnung, müssen monatlich auch noch sechzig Euro für die Versicherung bezahlt werden. Dadurch, dass Benjamin darauf hinweist, dass es sich bei dem Betrag den er nennt, um die Kosten für eine Versicherung vor drei Jahren handelt, ist die logische Schlussfolgerung, dass es jetzt teurer ist. Es stellt sich die Frage, warum er die Kosten für die Versicherung jetzt nicht kennt, denn eigentlich sollte er während seines Aufenthalts krankenversichert sein. Vielleicht muss diese Versicherungsbestätigung nur beim Antrag des Visums vorge wiesen werden, weshalb Benjamin beschloss, sich nicht mehr zu versichern, da ihm der monatliche Preis dafür zu hoch schien.

„(3) also es ist sozusagen dass es war nicht so so so einfach gewesen nach (2) nach Österreich zu zu kommen, uund das Problem ist dass mit Studentenvisum, musst du muss ma so eine, eine bestimmte Formular ausfüllen dass muss man so zahlen oder zeigen dass, man kann ah schon alles für, alles **selber** machen also selbständig (l: mhm) das heißt du kannst **alles** zahlen“ (B6/41-45)

Benjamin sieht, dass die Migration nach Österreich sehr schwer war. Was ihn besonders am Studentenvisum stört ist, dass bestätigt werden muss, dass der Studierende alles selbst bezahlen kann. Das heißt wenn das nicht der Fall ist, ist es nicht möglich in Österreich zu studieren.

„dass du viel Geld hast also es ist nur dass, wenn jemand kein Geld hat, hat man kein Chance nach nach Österreich zu studieren (l: mhm)“ (B6/47-48)

In diesem Zitat stellt Benjamin noch einmal zusammenfassend fest, dass es ohne Geld nicht möglich ist, nach Österreich zu kommen, um zu studieren. Durch diese Gesetze, die es Menschen aus ärmeren Ländern als Österreich nicht erlauben hier zu studieren, handelt der Staat Österreich rassistisch. Nur Menschen, die über genügend Geld verfügen können, wird es erlaubt hier zu studieren.

9.2.5 Verweigerung der Arbeitserlaubnis

Studierende dürfen nicht arbeiten, brauchen eine Arbeitsbewilligung von einem/r Arbeitgeber/in, der/die diese Bewilligung beim AMS³⁷ einreichen muss (B7/8-39). Das Problem ist, dass die meisten ArbeitgeberInnen auf diese bürokratische Arbeit verzichten möchten und Menschen bevorzugen, die über eine Arbeitserlaubnis verfügen.

„und Studenten dürfen nicht arbeiten außer schwarz arbeiten (I: mhm) und das ist a gefährlich (2) also ich die ganze Zeit hab ich nur, Flyer verteilt, ich bin schon ein Professioneller (I lacht, E lacht)“ (B7/37-39)

Dadurch, dass es vielen Studierenden, die aus dem nicht EU-Raum nach Österreich kommen, nicht möglich ist unter „normalen“ Beschäftigungsbedingungen zu arbeiten, müssen sie Jobs annehmen, in denen sie illegal arbeiten können, wie zum Beispiel bei Benjamin das Flyer verteilen. Denn auch wenn er nachgewiesen hat, dass er über genügend Kapital verfügt, um ein Jahr in Österreich zu leben, wird er dieses Geld nicht verwenden, da er ansonsten wieder zurück nach B-Land gehen müsste, weil es sich seine Familie nicht leisten kann jedes Jahr so viel Geld für ihn auszugeben. Außerdem beschloss sein Vater, der durch seine Arbeit in D-Land die Möglichkeit der finanziellen Unterstützung eher gehabt hätte als die Familie in B-Land, seinen Söhnen nicht mehr zu helfen. Deshalb sah sich Benjamin gezwungen Arbeit anzunehmen, obwohl es ihm eigentlich verboten ist. Doch er sieht auch die Gefahr, die sich dahinter verbirgt, was er im folgenden Zitat näher ausführt.

„aber bei uns wenn man so ein ein dunkelhaut eine dunkelhäutige Person man dort sieht dann, sagt er hat, jemand bekommt man so Fragen im Kopf was macht er, ist er in Österreich geboren (I: mhm) vielleicht spricht er gut Deutsch aber ich weiß es nicht hat er Arbeitserlaubnis, vielleicht kommt er aus F-Land vielleicht er er ist ein Drogenträger Verkäufer oder sowas, (I: mhm) das bekommt man so oft deswegen, es ist eh leichter auch **Kontrolle** zu bekommen (I: ja) wenn du Kontrolle bekommst dann (3) es ist scheiße“ (B7/43-49)

Benjamin ist der Meinung, dass er aufgrund seiner Hautfarbe Gefahr läuft häufiger kontrolliert zu werden. Im obigen Zitat gibt er mögliche Gedankengänge eines/r Kontrolleurs/in oder eines/r Österreicher/in wider. Diese geben einen Einblick wie Benjamin glaubt, dass er von anderen Menschen wahrgenommen wird und was sie über ihn denken. Zuerst stellt sich die Frage der Herkunft, „ist er in Österreich geboren“, die noch relativ neutral ist, auch die Frage danach, ob er gut Deutsch spricht, ist noch nicht schlimm. Doch es wird deutlich, dass im Alltag nicht davon ausgegangen wird, dass dunkelhäutige Menschen Österreicher sind. Dadurch wird auch impliziert, dass sie keine Arbeitserlaubnis haben. Das heißt, all die Fragen die Benjamin diesem Menschen in

³⁷ Arbeitsmarktservice

den Kopf setzt, werden mit nein beantwortet, woraufhin die Assoziation „Schwarz = Drogendealer“ stattfindet. Interessant ist, dass Benjamin die Drogendealer einem bestimmten afrikanischen Land zuschreibt, nämlich F-Land. Aus diesen Vorurteilen, denen Benjamin häufig begegnet, schließt er, dass die Gefahr kontrolliert zu werden als „dunkelhäutige Person“ – wie er es ausdrückt – um einiges größer ist als bei hellhäutigen Personen. Was genau geschieht wenn er kontrolliert wird, sagt er nicht, vielleicht ist es ihm auch noch nicht passiert. Doch nach einer kurzen Pause meint er, dass es „scheiße“ sei. Denn wenn herausgefunden wird, dass er nicht angemeldet ist, wird er wahrscheinlich seine Arbeit verlieren. Vielleicht bekommt er auch Probleme mit seinem Visum, da er durch seine Unterschrift bestätigt hat, dass er seinen Lebensunterhalt und alles was er braucht selbst finanzieren kann und wird. Auch Clarice findet das Arbeitsverbot nicht gut.

„du du musst arbeiten du musst lernen dich zu integrieren aber schon für einen ausländischen Studenten der ankommt und dann der nicht **das Recht** hat zu arbeiten [...] das ist **sehr sehr** schwer.“³⁸

„du hast nicht das Recht (2) für mich ist das wirklich (3) das ist wirklich das **Härteste**“³⁹

Für Clarice ist es fast unvorstellbar, dass sie nicht das Recht hat zu arbeiten, denn sie sieht Arbeit als Integrationsmöglichkeit, die ihr verwehrt wird. Sie wiederholt zweimal, dass sie nicht das Recht hat und fügt hinzu, dass das „sehr sehr schwer“ ist bzw. im nächsten Zitat, dass es „das Härteste“ ist. Sie kann sich dadurch nicht nur nicht integrieren, sondern es wird ihr auch verwehrt Geld zu sparen, um ihre Familie zu besuchen. Sie spricht am Anfang des Zitats allgemein über „du“ und „einen ausländischen Studenten“, für den die Situation so ist, dass er nicht arbeiten darf. Doch auch sie ist davon betroffen, was sie deutlich macht indem sie im zweiten Zitat sagt, „für mich“. Das heißt, allgemein gesehen findet sie es „sehr sehr schwer“, dass ausländische Studierende nicht arbeiten dürfen, auf sich selbst bezogen steigert sie das „sehr sehr schwer“ sogar noch zu „das Härteste“.

„weil es ist richtig wir sind gekommen wir sind gekommen um eine bestimmte Arbeit zu machen aber wenn du sagst du kannst nicht tagtäglich lesen besonders was die Forschung betrifft (I: ja) du brauchst auch etwas was du nebenbei machen kannst das heißt etwas was dich ein bisschen ablenkt nicht dass du tagtäglich in deinem Heft bist (2) und das ist das Leben du du kannst nicht bleiben

I: du wirst verrückt

E: genau [...] wenn du dich fünf Stunden konzentrierst den Rest der Zeit denkst du an deine Erniedrigung du denkst an deine Familie die dir fehlt (I: mhm) siehst du es ist nicht einfach“⁴⁰

³⁸ « tu tu dois travailler tu dois apprendre à t'intégrer mais déjà pour un étudiant étranger qui arrive et puis qui n'a pas **le droit** de travailler [...] c'est **très très** difficile » (C3/19-28)

³⁹ « tu n'as pas le droit (2) pour moi c'est vraiment (3) c'est vraiment le plus **dur** quoi » (C3/22-23)

Das Arbeitsverbot scheint sie sehr zu belasten, da sie immer wiederholt, wie schwierig es sei nicht arbeiten zu dürfen. Einerseits findet sie es schwierig, weil sie durch das Arbeitsverbot selten ihre Familie besuchen kann, da das Geld, das sie durch das Stipendium bekommt, für eine Reise nicht ausreicht. Die andere Seite ist, dass sie gerne Ablenkung von ihrer Forschung und ihrer Dissertation haben würde, zum Beispiel durch Babysitten. Zusätzlich hätte sie durch Arbeit auch außeruniversitäre soziale Kontakte. Ein weiterer wichtiger Punkt ist der der Ablenkung, nicht nur von ihrer universitären Arbeit, sondern sie möchte sich gerne von ihrer Alltagssituation der Erniedrigung ablenken. Durch die Arbeit für ihre Dissertation ist das nicht wirklich möglich, da sie nicht den ganzen Tag daran arbeiten kann. Deshalb hätte sie in ihrer Freizeit gerne Ablenkung in Form von anderer Arbeit, speziell Arbeit mit Kindern, da sie ihr eigenes Kind sehr vermisst und das Vermissten möglicherweise durch die Arbeit kompensieren könnte.

9.3 Universität

Am Ende dieses Kapitels über Rassismus möchte ich noch auf die Erfahrungen, die meine InterviewpartnerInnen an ihren Universitäten in Österreich gemacht haben, eingehen. Es fällt auf, dass keiner der beiden von Rassismuserfahrungen im universitären Kontext erzählt. Ihre Erfahrungen in diesem Bereich scheinen eher positiv geprägt zu sein.

„ja ja ich will nicht sagen, dass sie eine Professorin ist es ist es ist eine Mama für mich (I lacht) sie sorgt sich wirklich um mich und dann (3) nein auf dieser Seite gibt es keine Probleme (I: ok) es gibt wirklich keine Probleme sie versteht mich (I: mhm)“ (C11/34-36)⁴¹

Sogar Clarice, die allgemein ihre Erfahrungen in Österreich negativ beschreibt, findet im universitären Umfeld Menschen, bei denen sie Halt findet. Als wichtigste Person nennt sie hier ihre Professorin, die Betreuerin ihrer Dissertation. Sie vergleicht sie mit ihrer Mutter, denn sie sorgt sich um sie. Da ihre „echte“ Familie sehr weit weg ist, und sie sehr unter dem Alltag in Österreich leidet, benötigt sie einen „Familienersatz“, um

⁴⁰ « parce que c'est vrai on est venu on est venu faire un travail mais quand tu dis tu ne peux pas que lire tous les jours surtout au niveau de la recherche (I : oui) tu as besoin aussi de faire quelque chose à côté c'est-à-dire quelque chose qui va un peu te distraire pas que tous le jours tu es dans le cahier (2) et c'est la vie tu tu ne peux rester I : tu deviens folle E : voilà [...] quand tu t'en vas de concentrer cinq heures le reste de temps tu penses à ton humiliation tu penses à ta famille qui te manque (I: mhm) tu vois ce n'est pas facile » (C6/3-14)

⁴¹ « oui oui je veux pas dire que c'est un prof c'est c'est une maman pour moi (I lacht) elle se souci vraiment de moi et puis (3) non de ce côté-là il n'y a pas de problème (I : ok) il n'y a vraiment pas de problème elle me comprend (I : mhm) » (C11/34-36)

mit ihrer Situation umgehen zu können. Als „Mutterersatz“ hat sie sich ihre Betreuerin ausgesucht, die auch als gute Freundin bezeichnet werden könnte. Doch für Clarice bekommt sie, durch ihr Verständnis und ihre Sorge um Clarice, das Etikett „Mama“. Dieses Zitat ist die Antwort auf die Frage nach dem Leben an der Universität und den Professoren. Deshalb nehme ich an, dass sie mit der Wiederholung, dass es keine Probleme gibt, sowohl das Universitätsleben, als auch im Speziellen die Beziehung zu ihrer Betreuerin meint.

Bevor Benjamin sein Studium der B-Wissenschaften, eine eher kleinere Studienrichtung, begonnen hat, studierte er D-Wissenschaften, ein Studium, das sehr viele wählen.

„und ja die Leute war auch so anders so beschlossen ein Semester hab ich keine einzige Freunde bekommen ich konnte nicht ich hab niemals mit einem Professor geredet oder so“ (B13/41-43)

Hier stellt er einen Vergleich zwischen seinem jetzigen Studium und dem der D-Wissenschaft auf. Die Studierenden waren anders, sie waren nicht aufgeschlossen ihn kennen zu lernen, sie waren „beschlossen“, womit er wahrscheinlich verschlossen meint. Es scheint ihn während der Erzählung nicht traurig zu machen, dass er „keine einzige Freunde bekommen“ hat, da seine jetzige Situation besser ist. Er hat viele Freunde und ist sehr zufrieden mit seinem Studium. Sein erstes Semester scheint weder von konkreten Rassismuserfahrungen noch von positiven Erfahrungen geprägt worden zu sein. Er hat Ausgrenzung erfahren, die aber wahrscheinlich nicht aufgrund seines Aussehens. Der Punkt, dass er nie mit einem Professor gesprochen hat, liegt wahrscheinlich ebenso wie die Verschlossenheit der Kommilitonen daran, dass D-Wissenschaft ein Massenstudium ist.

„ich hab schon eine Erfahrung gehabt dass ich brauch irgendwas das so wie so klein ist nicht so groß (I: mhm) aber auf der B-Wissenschaft ist der richtige Platz weil sie haben nicht so eine große Klassen Leute sind immer die gleichen (I: mhm)“ (B14/2-5)

Durch die Erfahrung, die er in seinem ersten Semester gesammelt hat, stellt er fest, dass ein Massenstudium wie D-Wissenschaft nicht seinen Anforderungen und Erwartungen entspricht. Deshalb hat er sich ein kleines Studium ausgesucht, in dem er sich gut aufgehoben und wohl fühlt. Die Hörsäle sind kleiner, wodurch ein Kennenlernen erleichtert wird. Die Menschen, die man kennenlernt, sieht man mit hoher Wahrscheinlichkeit in der nächsten Lehrveranstaltung wieder, da das Lehrangebot nicht so groß ist.

„ich hab voll viele Freunde, ich kann jederzeit mit Professor reden und wenn etwas, unklar ist kann ich, so eine gute, äh, wie sagt man das, gute weiter weiter Erklärung haben (I: mhm)“ (B14/6-7)

Als Folge der guten Bedingungen eines kleineren Studiums hat Benjamin nun viele Freunde und eine gute Beziehung zu seinen Professoren. Er hat die Möglichkeit, jederzeit um eine Erklärung zu bitten, wenn er etwas nicht verstanden hat, was sehr vorteilhaft ist, wenn jemand die deutsche Sprache noch nicht perfekt beherrscht.

Es scheint, als ob sowohl Benjamin als auch Clarice mit der Wahl ihrer derzeitigen Studienrichtung zufrieden sind. Dort haben sie Freunde kennen gelernt, können sich von ihrem Alltag erholen und mit Menschen, die sie unterstützen, darüber sprechen was sie erleben und welche Erfahrungen sie machen.

Es stellt sich jedoch die Frage, inwiefern beide einen verzerrten Eindruck des Universitätslebens haben. Wahrscheinlich ist die Situation für sie dort angenehmer und weniger von Rassismus geprägt als ihre Umgebung außerhalb. Dennoch ist es sehr unwahrscheinlich, dass unter den vielen verschiedenen Menschen, die an den Universitäten in A-Stadt studieren, keine Personen sind, die rassistische Äußerungen von sich geben. Denn auch das Universitätsleben ist Alltag. Wenn der Alltag außerhalb der Universität so stark von rassistischen Handlungen meinen InterviewpartnerInnen gegenüber geprägt ist, scheint es beinahe unmöglich, dass sie davor an der Universität verschont bleiben.

9.4 Zusammenfassung der Rassismuserfahrungen

Bezüglich der Rassismuserfahrungen sind sich Clarice und Benjamin einig, dass sie täglich Rassismus ausgesetzt sind. Benjamin beschreibt einige Situationen, die ihm in Erinnerung geblieben sind sehr ausführlich, wohingegen Clarice eher kurze Berichte über ihre Erfahrungen macht und immer wieder betont, dass sie all das täglich ertragen muss. Benjamin wurde mehrmals als „Affe“ und mit „komischen Wörtern“ beschimpft, Clarice sogar als „Neger“. Interessant ist, dass Benjamin eher auf Worte hört, die ihn beschimpfen und Clarice sich auf kleine Gesten und Blicke konzentriert, durch die sie sich täglich gedemütigt fühlt und in die sie ein Nicht-willkommen-sein interpretiert, was damit wahrscheinlich auch bezweckt wird. Clarice versucht herauszufinden, warum die Menschen so auf sie reagieren und findet ihre Erklärung erstens darin, dass Leute, die sie rassistisch behandeln, um ihre Arbeit und ihr Land Angst haben. Eine zweite Erklärung sieht sie in dem Bild, das viele Menschen in Österreich von AfrikanerInnen haben und zwar das des flüchtenden, armen, arbeitssuchenden Afrikaners. Sie will sich jedoch von diesem Stereotyp abgegrenzt sehen, da sie weder hierbleiben noch hier arbeiten will, sie will einfach ihr Studium abschließen und anschließend so schnell wie

möglich wieder nach Hause. Benjamin versucht Erklärungen für das Verhalten bestimmter Menschen zu finden, zum Beispiel als er von dem kleinen Mädchen erzählt, das ihn als „Affe“ beschimpft. Doch er beschreibt auch, wie es ihm in einer solchen Situation geht, wie er sich fühlt. Clarice spricht immer von Erniedrigung und Demütigung, die sie während solcher Erfahrungen fühlt, Benjamin erzählt wie sich sein Körper verhält, er konnte seine Füße nicht mehr fühlen. Ein Punkt von dem hauptsächlich Clarice spricht ist der, dass ihr Blicke zugeworfen werden, die sie demütigen sollen, ihr die Macht dessen, der sie anblickt, demonstrieren sollen, sie vielleicht sogar dazu bringen wollen, wieder nach Hause zu gehen. Letzteres haben sie auf jeden Fall geschafft, sie fühlt sich dadurch unwohl, nicht willkommen und ständig gedemütigt.

Ein Thema von dem beide gleichermaßen sprechen ist das, dass sie nach Drogen gefragt werden, wobei sich die Erfahrungen ab einem bestimmten Zeitpunkt unterscheiden. Für Benjamin war es am Anfang seines Aufenthalts in A-Stadt lästig, doch er denkt, dass die DrogenkonsumentInnen ihn mittlerweile kennen und deshalb nicht mehr fragen. Für Clarice ist es noch immer so wie für Benjamin am Anfang seines Studiums, sie wird immer wieder auf der Straße danach gefragt, was sie sehr stört.

Nach den Alltagsrassismuserfahrungen, das heißt von rassistischem Verhalten oder Handeln von unterschiedlichen Menschen auf der Straße etc. werden nun Erfahrungen des strukturellen Rassismus näher ausgeführt. Dieser wird in folgende Punkte unterteilt: Türsteher, Polizei, Wohnungssuche, Visum und Arbeitsverbot.

Nur Benjamin kann über seine Erfahrung mit einem Türsteher erzählen, was vielleicht auch daran liegt, dass Clarice schon etwas älter ist und nicht mehr in Clubs geht, sondern lieber mit ihren Freunden gemeinsam zu Abend isst, oder weil die Vorgabe, keine Schwarzen in den Club zu lassen, vielleicht lediglich afrikanische Männer betrifft. Dieses Erlebnis war für Benjamin sehr irritierend, da ihm bis dahin offenbar noch nie etwas Derartiges geschehen ist. Er versuchte mit dem Türsteher darüber zu reden und zu verstehen, warum er nicht in den Club darf. Doch auch der Türsteher konnte es ihm nicht erklären, da er nur die Vorgaben seines Chefs umsetzte. Trotzdem handelt der Türsteher, dadurch, dass er diese Vorgaben ausführt und sich daran hält, ebenfalls rassistisch.

Beide haben Erfahrungen mit der Polizei gemacht, die ebenfalls als struktureller Rassismus einzuordnen sind. Denn sie werden lediglich aufgrund ihrer Hautfarbe vermehrt nach ihren Ausweisen gefragt. Durch dieses Ausnutzen der Machtposition der Polizei fühlt sich Clarice gedemütigt. Ein Grund warum es sie vielleicht mehr trifft als die alltäglichen Beschimpfungen auf der Straße, könnte sein, dass sie von der Polizei mehr Schutz erwartet, gegen Beschimpfungen und andere rassistische Handlungen. Sie wird

jedoch in ihren Erwartungen enttäuscht und zusätzlich von der Polizei gedemütigt. Benjamin widerspricht sich etwas als er sagt, dass die Kontrollen weniger geworden sind, da er bereits bei der Polizei bekannt ist. Andererseits meint er aber, dass sie jederzeit und überall durchgeführt werden können.

Ebenso wie bei Erfahrungen mit der Polizei haben beide zum Thema Wohnungs- oder Studentenheimzimmersuche etwas zu sagen. Benjamin kann von direkten Erfahrungen, die er selbst während seiner Wohnungssuche gemacht hat erzählen, aber auch von denen seines Bruders. Benjamins Theorie ist, dass MaklerInnen am Telefon durch das Deutsch des/der Anrufers/in heraushören können, ob es sich um eine/n ÖsterreicherIn oder eine/n MigrantIn handelt. Wenn sie eine/n MigrantIn identifizieren, wird genauer nach der Herkunft gefragt und wenn diese nicht der „richtigen“, falls es überhaupt eine andere „richtige“ Herkunft als „österreichisch“ gibt, entspricht, wird der/die AnruferIn abgewimmelt oder auf später vertröstet. Clarices Situation ist etwas anders, sie wollte ein Studentenheimzimmer, doch ohne eine Agentur, der sie monatlich Geld zahlen muss, wäre es unmöglich gewesen eines zu bekommen. Es scheint etwas seltsam zu sein, dass Clarice dieser Agentur monatlich Geld für eine einmalige Tätigkeit, überweisen muss. Doch wenn sie dies nicht getan hätte, wären die Zimmer zuerst an ÖsterreicherInnen, anschließend an EU-BürgerInnen und erst ganz zum Schluss an alle anderen Menschen verteilt worden. Das heißt, sie hätte wahrscheinlich keines bekommen, da sie zu der letztgenannten Gruppe gehört.

Ein weiterer Unterschied zwischen Benjamin und Clarice ist der, dass sie sich durch das Stipendium keine Sorgen um die vielen Auflagen, die ein Studentenvisum mit sich bringt, machen muss. Benjamin zeigt hier auf, wie viel Geld zusätzlich zu den 4800, die man vorzeigen muss, um überhaupt ein Visum zu bekommen, notwendig ist. Zuerst kommen die Kosten für die Kautions einer Wohnung hinzu, obwohl zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht sicher ist, dass das Visum bewilligt wird. Doch wenn keine Wohnung nachgewiesen werden kann, wird der Antrag auf das Visum abgelehnt. Zu den Kosten für die Kautions kommen dann auch noch die Kosten für die Versicherung. Das heißt, es muss pro Monat möglich sein die Miete, die Versicherung und das Geld, das zum Leben gebraucht wird, aus seinen Ersparnissen zu begleichen. Nach einem Jahr muss aber wieder nachgewiesen werden, dass die 4800 Euro auf dem Konto sind, um sich wieder ein Jahr Leben in Österreich leisten zu können.

Das Arbeitsverbot ist ein Thema, das beide sehr trifft, wobei sich Benjamin nicht daran hält und Clarice schon. Für Clarice stellt Arbeit eine Möglichkeit der Integration und der Ablenkung dar, sowohl von ihrer Dissertation als auch von den alltäglichen Erniedrigungen, denen sie sich ausgesetzt fühlt. Deshalb findet sie es „sehr sehr schwer“, dass

ihr diese Möglichkeit verwehrt wird. Ein weiterer Punkt warum sie gerne arbeiten würde könnte sein, dass sie dadurch ihre Familie öfter besuchen könnte, da sie mehr Geld für die Flugtickets erübrigen könnte. Für Benjamin besteht keine andere Möglichkeit als illegal zu arbeiten, da er kein Stipendium erhält und seine Familie ihn nicht mehr finanziell unterstützt. Doch er macht dies nicht leichtfertig, er sieht eine gewisse Gefahr darin, da gerade die Arbeit, die er ausübt in der Öffentlichkeit stattfindet und nicht hinter einem Computer, wo er nur von seinen ArbeitskollegInnen gesehen werden würde. Das heißt, jede/r Mensch, der/die an ihm vorbeigeht, könnte theoretisch ein Kontrolleur sein.

Clarice bleibt in der Ausführung ihrer Rassismuserfahrungen viel allgemeiner als bei Differenzerfahrungen. Dort erzählte sie von bestimmten Situationen - zum Beispiel in der U-Bahn - und beschrieb auch die Menschen, die sie als different wahrgenommen haben. Bezüglich der Rassismuserfahrungen beschreibt sie das Ereignis nur kurz und betont, dass das ihr Alltag ist. Benjamin hatte bei beiden Arten von Erfahrungen viel zu erzählen. Auffällig ist, dass beide sich keine Hilfe oder Zuspruch von Menschen erwarten, die in einer Situation, in der sie beschimpft etc., werden in ihrer Nähe stehen oder sitzen und die Beschimpfungen hören.

9.5 Umgang mit Rassismuserfahrungen

Durch die Analyse der beiden Interviews habe ich zwei Arten des Umgangs mit Rassismus herausarbeiten können. Die erste ist die des Reagierens, die zweite die des Ignorierens. Im Allgemeinen ist festzuhalten, dass beide eher den Umgang des Ignorierens wählen, da er weniger gefährlich ist. Trotzdem gibt es Beispiele bei Benjamin, in denen er auf Situationen reagiert, oder reagieren möchte, in denen ihm Unrecht getan wurde. Zu Beispiel als er mit seinen Freunden von einem Türsteher abgewiesen wurde. Er hat nachgefragt warum und konnte es nicht verstehen. Da ihm der Türsteher keine befriedigende Antwort auf die Frage warum sie nicht in den Club dürfen geben konnte und ihn an seinen Chef verwies, beschloss Benjamin Anzeige zu erstatten. Allerdings nicht bei der Polizei, sondern bei ZARA⁴². Einerseits könnte ein Grund hierfür sein, dass Benjamin gegenüber der Polizei kein Vertrauen hat, andererseits stellt ihm ZARA kostenlos Anwälte zur Verfügung, die versuchen ein Verfahren gegen den Clubbetreiber einzuleiten.

⁴² ZARA: Organisation für Zivilcourage und Anti-Rassismuserbeit. Näheres auf <http://www.zara.or.at/>

Ein weiteres Beispiel für das Reagieren von Benjamin ist das des kleinen Mädchens, das ihn als „Affe“ beschimpft. Auch wenn er im Endeffekt nicht mehr die Möglichkeit dazu hat, ordne ich dieses Ereignis unter den Punkt des Reagierens, da Benjamin reagieren will, es aber durch die Abwesenheit des Kindes nicht mehr kann. Da er von der Beschimpfung des Mädchens so getroffen ist, ist es ihm nicht möglich sofort auf das Kind zu reagieren. Als er im Weggehen kurz Zeit hat, darüber nachzudenken, beschließt er zurückzugehen, um dem Mädchen zu erklären, dass er kein Affe sei. Dadurch, dass das Kind nicht mehr da ist, wird es ihm nicht ermöglicht sich zu erklären bzw. dem Mädchen zu erklären, dass er ein Mensch, genau wie sie ist, und nur eine andere Hautfarbe hat.

Da von dem kleinen Mädchen keine Gefahr ausgeht, ist es einfacher auf ihre Beschimpfung zu reagieren. Wenn es sich jedoch um eine Gruppe betrunkenen Fußballfans handelt, ist es klüger, die Bemerkungen zu ignorieren, was Benjamin auch macht (B17/29-31). Gegen den Türsteher hätte Benjamin, wenn sich dieser von ihm provoziert gefühlt und ihn körperlich angegriffen hätte wahrscheinlich auch keine Chance gehabt, doch er hatte seine Freunde dabei und wollte eine Rechtfertigung für das Verhalten des Türstehers haben. Als der ihm dabei allerdings nicht wirklich weiterhelfen kann, lässt er es auf sich beruhen und erstattet Anzeige.

Clarice hat eine klare Einstellung gegenüber rassistischen Beschimpfungen. Sie ignoriert sie.

„nein nein nein ich sage nichts (2) weil (2) wenn du Neger zu mir sagt antworte ich darauf nicht (I: ja) das heißt dass es mich nicht betrifft aber wenn ich dir antworte das heißt dass es mich betrifft also bevorzuge ich es ruhig zu bleiben“⁴³

Auf die Frage wie sie auf Beschimpfungen bzw. in diesem speziellen Fall auf die Beschimpfung „Neger“ reagiert, bzw. ob sie etwas darauf sagt, antwortet sie mit „nein nein nein ich sage nichts“. Es scheint für sie wichtig zu sein, dass sie nichts sagt, was auch durch die Erklärung ihres Verhaltens deutlich wird. Durch das Nicht-reagieren auf das Wort „Neger“ will sie deutlich machen, dass dieser Ausdruck sie nicht betrifft. Sie will ausdrücken, dass sie es nicht auf sich bezieht. Clarice wird aus einer Gruppe von Menschen als „anders“ oder „fremd“ herausgegriffen, was durch die Zuschreibung des Wortes „Neger“ geschieht. Doch sie weigert sich und lehnt diese Zuschreibung ab, indem sie den Menschen, der das Wort gesagt hat und auch das Wort selbst ignoriert.

Das heißt, einerseits wird Ignorieren als Strategie angewendet, wenn die Menschen, die sich rassistisch verhalten oder handeln, Gefahr ausstrahlen und klar ist, dass mit

⁴³ « non non non je ne dis rien (2) parce que (2) si tu me dis Neger je ne te réponds pas (I : oui) ça veut dire ça ne me regarde pas mais si je te réponds ça veut dire que ça me concerne donc moi je préfère rester tranquille » (C8/28-30)

ihnen nicht vernünftig gesprochen werden kann. Andererseits kann diese Strategie angewendet werden, um deutlich zu machen, dass sich die Person, an die die Beschimpfung gerichtet ist, nicht angesprochen fühlt und sie das nicht betrifft.

Doch egal, ob sie Beschimpfungen ignorieren oder darauf reagieren, es trifft sie und sie fühlen sich dadurch traurig, gedemütigt, teilweise hilflos und nicht von der österreichischen Gesellschaft akzeptiert.

10. Reflexion der Ergebnisse

Am Ende meiner Arbeit möchte ich nun noch einmal auf meine Fragestellung (welche Erfahrungen haben meine InterviewpartnerInnen in Bezug auf Rassismus und Differenz gemacht) zurückkommen. Natürlich können zwei Interviews nicht repräsentativ für die ganze Gruppe afrikanischer Studierendes sein. Dennoch wurde durch die beiden Interviews ein Einblick in wesentliche Erfahrungen von afrikanischen Studierenden in Österreich gegeben. Manche Themen, wie das Vermissen der Familie und die große Distanz zwischen ihnen selbst und ihrer Familie, werden die meisten Studierenden betreffen. Anderen Aspekten wie dem Ausgenutzt-werden kann durch gute Organisation des Aufenthalts, Unterstützung vor Ort, Geldrücklagen oder ein Stipendium entgegen gewirkt werden.

Laut Waldenfels (vgl. 2006, 111) ist „fremd“ jemand, der sich an einem anderen, fremden Ort befindet. Nach dieser Definition sind auch Benjamin und Clarice Fremde, da sie sich in Österreich an einem fremden Ort befinden. Dies wird auch deutlich, wenn Benjamin davon spricht, dass er sich in Österreich fühlt als ob er in eine neue Kultur eingetaucht wäre („das war auch so viel in eine neue Kultur zu tauchen es war nicht so einfach“ (B15/12)). Ebenso durch das Betonen, dass durch die große Entfernung Besuche schwer zu finanzieren sind und das Vermissen der Familie in der Heimat bei Clarice und Benjamin. Dadurch, dass sie nun in der „Fremde“ leben, ist klar, dass sie Differenzenerfahrungen erleben. Dazu gehören im Fall meiner InterviewpartnerInnen auch Rassismuserfahrungen im Alltag (zum Beispiel in der U-Bahn, auf der Straße). Rassismus ist laut Miles (vgl. 2000, 17) ein sozialer Prozess, durch den bestimmten Merkmalen von Menschen Bedeutung zugeschrieben wird. Im Fall meiner InterviewpartnerInnen wurde ihnen durch die ablehnenden Blicke oder Beschimpfungen gezeigt, dass ihrer Hautfarbe eine bestimmte Bedeutung zugeschrieben wird. Diese Bedeutungskonstitution geschieht, um Differenz zu konstruieren. Rassistisch handelnde Menschen wollen sich - durch die Aufladung der Hautfarbe mit Bedeutung - von den Menschen mit einer anderen als der eigenen Hautfarbe differenzieren. Der Umgang

meiner InterviewpartnerInnen mit diesen Erfahrungen wurde im vorigen Kapitel genauer bearbeitet. Im Folgenden werde ich versuchen, diese weiter zu abstrahieren und genauer betrachten welche Handlungsmöglichkeiten Menschen, die Rassismus ausgesetzt sind, haben, welche Bedingungen ihr Handeln erschweren und welche es unterstützen.

Meine These ist, dass die Handlungsmöglichkeiten sehr begrenzt sind. Es gibt die Möglichkeit, sich, nachdem rassistische Erfahrungen gemacht wurden, Hilfe oder Unterstützung bei Freunden oder der Familie zu holen. Ein Problem ist hier, dass die Familie, die eine/n in schwierigen Situationen unterstützt, meist weit weg ist und ein kurzer Besuch, um sich wieder zu erholen schwer zu realisieren ist.

Eine weitere Handlungsoption ist die, sich zu wehren. Das kann im Nachhinein durch eine Anzeige auf offiziellem Weg durch die Polizei oder eine unabhängige Organisation, wie zum Beispiel ZARA geschehen oder direkt in der Situation, indem versucht wird, mit den Menschen, die eine/n beschimpfen, vernünftig zu sprechen, sie aufzuklären. Um mit den AngreiferInnen in Kontakt treten zu können, sind vier Faktoren notwendig. Erstens die Fähigkeit, schnell über die eigene Betroffenheit und andere Gefühle, die durch rassistisches Verhalten ausgelöst werden, hinwegzukommen. Denn laut Mecheril (vgl. 1994, 61) können unterschiedliche Reaktionen durch Rassismus ausgelöst werden. Zum Beispiel Wut, Entsetzen, Hass, Verbitterung, Angst, Verzweiflung, Unsicherheit, Schreckhaftigkeit und Scham. Zweitens benötigt die Person für das in-Kontakt-Treten ein sehr gutes Reflexionsvermögen. Drittens benötigt sie ausreichend gute Kenntnisse der deutschen Sprache, um das Gewünschte artikulieren zu können. Viertens darf der/die AngreiferIn keine Bedrohung ausstrahlen. Da Rassismus in den Menschen, die damit konfrontiert werden, viele Emotionen auslöst, mit denen sie umgehen müssen, ist es sehr schwer, sich von ihnen abzuheben und sich auf die Aufklärung des/der Angreifers/in zu konzentrieren. Durch die vier Faktoren, die alle gegeben sein müssen, um Kontakt herstellen zu können, wird deutlich, warum solches Verhalten nur selten zustande kommen kann.

Die letzte Handlungsmöglichkeit ist Anfeindungen zu ignorieren. Einerseits ist diese Art der Handlung teilweise erforderlich, wenn es sich bei den Angreifern um Gruppen oder körperlich überlegene Menschen handelt. Es wird dem Angreifer die Macht genommen, da die Person, an die die Beschimpfung gerichtet ist, nicht reagiert. Allerdings könnte die Verarbeitung des Geschehenen schwieriger sein, da die Beschimpfung trotzdem aufgenommen wird, das heißt die Verletzung ist da. Dadurch, dass sie aber nach außen hin ignoriert wurde, wird möglicherweise keine Hilfe gesucht, die Verarbeitung geschieht im Inneren oder gar nicht.

Es gibt bestimmte Bedingungen, die die Handlungsmöglichkeiten einschränken, wie zum Beispiel Gruppen von Menschen, die rassistisch handeln, oder Menschen, die offensichtlich körperlich stärker oder alkoholisiert sind. Auch strukturelle Bedingungen, wie Rassismus bei der Polizei, bei der Visavergabe, bei der Wohnungsvergabe, bei Türstehern, erschweren das Handeln. Wenn in einem Land viele strukturelle Bedingungen herrschen, die es Menschen mit Migrationshintergrund erschweren ein „normales“ Leben zu führen, spiegelt dies die abwehrende Haltung der Politik und der Gesellschaft in diesem Land wider.

Im Gegensatz dazu gibt es allerdings auch Bedingungen, die das Reagieren auf rassistische Handlungen unterstützen. Ein Beispiel hierfür ist die Organisation ZARA, die Anzeigen im Namen der Opfer erstattet und sie während eines Prozesses begleitet. Auch die Unterstützung von Familie und Freunden kann das Reagieren erleichtern. In einer Situation, in der jemand rassistisch angegriffen wird, ist es hilfreich, wenn die AngreiferInnen die körperliche Stärke und Statur betreffend wenig bedrohlich aussehen, sie nicht in einer Gruppe oder alkoholisiert sind, da diese Faktoren ebenfalls eine Reaktion unterstützen. Wenn der/die AngreiferIn als Opfer der Gesellschaft gesehen wird, das heißt er/sie kann eigentlich nichts dafür, weiß nicht was er/sie eigentlich sagt, wie sehr es andere Menschen verletzen kann, ist ein Reagieren auch einfacher.

Rassismuserfahrungen sind zwar teilweise vermeidbar, der Großteil jedoch nicht, da niemand wissen kann, wann er/sie das nächste Mal herablassend angesehen oder beschimpft wird. Es gibt aber bestimmte Orte, wie zum Beispiel bekannte Drogenumschlagsplätze, die gemieden werden können, wenn er/sie nicht dauernd nach Drogen gefragt werden will. Eine andere Möglichkeit wäre es, öffentliche Verkehrsmittel zu meiden, da dort viele rassistische Vorfälle stattfinden. Mecheril (vgl. 1994, 62) bezeichnet diese Strategie als eine des *Rückzugs*. Darunter wird die größtmögliche Vermeidung mehrheitsgesellschaftlicher Öffentlichkeit verstanden. Es stellt sich jedoch die Frage, ob sich jemand durch Rassismus in seinem/ihrem Alltag einschränken lassen will/soll. Auf der Straße, auf dem Weg zur Universität oder in die Arbeit kann ein Mensch jederzeit einem rassistischen Vorfall ausgesetzt sein, sei es durch die Polizei, die immer und überall Ausweiskontrollen durchführt oder durch Menschen, die eine/n beschimpfen oder entwürdigend ansehen. Die einzige Möglichkeit keinen Rassismus mehr zu erleben wäre, sich in seiner/ihrer Wohnung einzusperren. Es ist jedoch klar, dass das keine Alternative darstellt.

Wenn Rassismus erfahren wird, geschieht dies meist auf zwei Ebenen. Wie Dewey (Vgl. 1949, 186) schreibt, gibt es bei Erfahrungen sowohl eine aktive als auch eine passive Seite. In Bezug auf Rassismus sehe ich einerseits auf der aktiven Ebene eine

Verallgemeinerung von Rassismuskonstruktionen. Wenn ein Mensch diskriminiert wird, geschieht dies meist nicht aufgrund eines speziellen Attributs (zum Beispiel der Form seiner/ihrer Nase), das nur er/sie besitzt, sondern aufgrund eines Attributs, das ihm/ihr unter einem/r von vielen Menschen zugeschrieben wird (zum Beispiel die Hautfarbe) und das die AngreiferInnen als ein Defizit ansehen. Den Aggressoren ist egal, wen genau sie verletzen, es geht ihnen darum ihre Macht auszuüben und den Menschen, die sie nicht in „ihrem Land“ haben möchten zu zeigen, dass sie nicht erwünscht sind. Andererseits spielt die passive Seite, in der solche Diskriminierungen auf sich selbst bezogen werden, eine Rolle. Auf dieser Ebene, in der Gedankenwelt der diskriminierten Person, werden Fragen gestellt, warum genau er/sie ausgewählt wurde. Diese Fragen verweisen auf die persönliche Ebene. Es ist schwer während so einer Verletzung zu verstehen, dass der/die AngreiferIn nicht sie persönlich meint. Wahrscheinlich wurde die Person nur ausgewählt, weil sie gerade in der Nähe war. Ich denke, dass bei rassistischen Beschimpfungen, ebenso wie bei der Reaktion auf rassistische Handlungen, Menschen nach ihrer Bedrohlichkeit für den/die AngreiferIn oder ihrer Verfügbarkeit ausgewählt werden. Es spielt also eine Rolle, ob Menschen in einer Gruppe unterwegs sind oder alleine, ob es sich um eine kleine Frau oder einen großen muskulösen Mann handelt. Menschen, die nicht bedrohlich aussehen, werden schneller rassistisch beschimpft als andere. Das heißt, es wäre theoretisch möglich öffentlichen Beschimpfungen aus dem Weg zu gehen, wenn man sich in Gruppen aufhält. Doch auch diese Strategie stellt keine Garantie dar, um Rassismus nicht mehr ausgesetzt sein zu müssen.

Da meine InterviewpartnerInnen vor ihrem Aufenthalt in Österreich noch nicht mit Rassismus konfrontiert wurden, ist für sie dieses dauernd fremden Blicken und Beschimpfungen ausgesetzt sein sehr schwer zu verarbeiten. Dadurch dass sie zum Zeitpunkt der Interviews bereits mehrere Jahre - in diesem von Rassismus geprägten - Umfeld verbracht haben, haben sie ihre eigenen Strategien entwickelt mit Rassismus umzugehen.

Neben Familien, Freunden und Organisationen, die Rassismusopfern helfen und sie unterstützen, könnte auch die Universität ein Ort der Unterstützung und Aufklärung sein. Da beide InterviewpartnerInnen nur von guten Erfahrungen im universitären Umfeld sprechen, könnten dort ebenfalls Hilfestellungen angeboten werden, um auf diese Art die internationalen Studierenden zu unterstützen. Dort könnten neu angekommene internationale Studierende auf das Thema Rassismus, das während ihres Aufenthalts in Österreich präsent sein wird, vorbereitet werden. Des Weiteren könnten ihnen Strategien des Umgangs mit Rassismus präsentiert werden, um den Studierenden eine Reaktion, wenn sie in eine Situation kommen, in der sie Opfer von Rassismus werden,

zu erleichtern. Diese Präsentation könnte auch für FreundInnen von Studierenden, die Rassismus erfahren, hilfreich sein, damit auch sie lernen können, wie sie ihre FreundInnen in so einer Situation richtig unterstützen können. Auch könnten Organisationen vorgestellt werden, die Menschen Beratung und Hilfe anbieten, wenn Studierende, ihre Angehörigen und/oder FreundInnen Rassismus ausgesetzt sind.

Obwohl afrikanische Studierende sowohl viel strukturellem Rassismus, als auch Alltagsrassismus in Österreich ausgesetzt sind, können sie ihre Erlebnisse teilweise durch ihren Freundeskreis und ihr Studium ausgleichen. Auch wenn es für Clarice sehr schwer war, blieb sie trotzdem die vier Jahre, die notwendig waren, um ihr Studium zu beenden. Sie ließ sich durch ihren Alltag nicht von ihrem Ziel, dem Abschluss des Doktoratsstudiums, abbringen. Meine InterviewpartnerInnen können gute Aspekte in ihrem Leben in Österreich finden, auch wenn dies vor dem Hintergrund des Rassismus, dem sie ständig ausgesetzt sind, sehr schwer ist. Es ist jedoch so, dass sie sowohl in ihren Wohnungen, als auch in ihren Universitäten Sicherheit spüren. Dort können sie sich erholen und Freundschaften aufbauen. Sie können vielleicht sogar mit ihren Freunden an der Universität über ihre Probleme reden, was bei der Verarbeitung ihrer Rassismuserfahrungen hilft. Abschließend bleibt noch zu sagen, dass beide ihre Ziele, die sie verfolgen möchten, vor Augen haben und sich durch nichts – weder durch eine schwierige finanzielle Situation, die das Überleben in Österreich erschwert, noch durch Rassismus - davon abhalten lassen, ihre Ziele zu erreichen.

Literaturverzeichnis

Alheit, Peter/et al: Biographische Konstruktionen. Beiträge zur Biographieforschung. Werkstattberichte des Forschungsschwerpunkts Arbeit Bildung. Universität Bremen. Band 19. Bremen 1992

Alheit, Peter: Das narrative Interview – Eine Einführung. In: Voksenpoedagogisk Teorieudvikling. Arbejdstekster nr 11. Roskilde 1999

Alonso, Rosario Alonso: Lernen am eigenen Rassismus als Entwicklungsprozess. In: Hamburger, Franz/Badawia, Tarek/Hummrich, Merle (Hg.): Migration und Bildung. Über das Verhältnis von Anerkennung und Zumutung in der Einwanderergesellschaft. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden 2005

Antweiler, Christoph: Das Transdifferenzkonzept auf dem Prüfstand: ethnologische Theorie und Befunde. In: Kalscheuer, Britta/Alloio-Näcke, Lars (Hg.): Kulturelle Differenzen begreifen. Das Konzept der Transdifferenz aus interdisziplinärer Sicht. Campus Verlag: Frankfurt am Main 2008

Balibar, Etienne: Gibt es einen „Neo-Rassismus“? In: Balibar, Etienne/Wallerstein, Immanuel: Rasse Klasse Nation. Ambivalente Identitäten. Argument Verlag: Hamburg/Berlin 1992 (2. Aufl.) (23-38)

Balibar, Etienne: Rassismus und Nationalismus. In: Balibar, Etienne/Wallerstein, Immanuel: Rasse Klasse Nation. Ambivalente Identitäten. Argument Verlag: Hamburg/Berlin 1992 (2. Aufl.) (49-84)

Benhabib, Seyla: Die Rechte der Anderen. Ausländer, Migranten, Bürger. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main 2008

Bohlken, Eike: Das Fremde und das Andere. Überlegungen zu einer nicht ausgrenzenden Fassung kultureller Differenz. In: Düssel, Reinhard/Edel, Geert/Schödlbauer, Ulrich (Hg.): Die Macht der Differenzen. Beiträge zur Hermeneutik der Kultur. Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren: Heidelberg 2001

Bohnsack, Ralf/Marotzki, Winfried (Hg.): Biographieforschung und Kulturanalyse. Transdisziplinäre Zugänge qualitativer Forschung. Leske + Budrich: Opladen 1998

Brüsemeister, Thomas : Qualitative Forschung. Ein Überblick. Westdeutscher Verlag: Wiesbaden 2000

Bulayumi, Espérance-Francois Ngayibata: Dealer wider Willen? Wege afrikanischer Migrantinnen und Migranten nach/in Österreich. edition pro mente: Linz 2005

Dewey, John: Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik. Georg Westermann Verlag: Braunschweig/Berlin/Hamburg 1949 (2. Aufl)

Ebermann, Erwin (Hg.): Afrikaner in Wien. Zwischen Mystifizierung und Verteufelung. Erfahrungen und Analysen. LIT Verlag: Münster 2002

Ferreira, Grada: Die Kolonisierung des Selbst – der Platz des Schwarzen. In: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. UNRAST: Münster 2003

Flick, Uwe/et al (Hg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendung. Psychologie Verlags Union: München 1991

Flick, Uwe: Qualitative Sozialforschung. Theorie, Methoden, Anwendungen in Psychologie und Sozialwissenschaften. Rohwolt: Reinbeck 1995

Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred: Das qualitative Interview zur Analyse sozialer Systeme. 2. Auflage. WUV: Wien 1998

Froschauer, Ulrike/Lueger, Manfred: Interpretative Sozialforschung: Der Prozess. Falcultas: Wien 2009

Geisen, Thomas: Kultur und Identität – Zum Problem der Thematisierung von Gleichheit und Differenz in modernen Gesellschaften. In: Kalscheuer, Britta/Allolio-Näcke, Lars (Hg.): Kulturelle Differenzen begreifen. Das Konzept der Transdifferenz aus interdisziplinärer Sicht. Campus Verlag: Frankfurt am Main 2008

Gemende, Marion/Schröer, Wolfgang/Sting, Stephan (Hg.): Zwischen den Kulturen. Pädagogische und sozialpädagogische Zugänge zu Interkulturalität. Juventa: Weinheim/München 1999

Gümen, Sedef: Die sozialpolitische Konstruktion „kultureller“ Differenzen in der bundesdeutschen Frauen- und Migrationsforschung. In: Annecke, Ute (Hg.): Sozialwissenschaftliche Forschung für Frauen e.V.: Ent-fremdung. Migration und Dominanzgesellschaft. Eigenverlag des Vereins Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis e.V.: Köln 1996

Gürses, Hakan: Kultur ist politisch. Zur Interkulturalität in der politischen Erwachsenenbildung. In: MAGAZIN erwachsenenbildung.at. Das Fachmedium für Forschung, Praxis und Diskurs, Ausgabe 5, 2008 @ http://erwachsenenbildung.at/magazin/08-5/meb08-5_08_guerses.pdf

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación: Migrantinnenpolitik jenseits des Differenz- und Identitätsdiskurses. In: Annecke, Ute (Hg.): Sozialwissenschaftliche Forschung für Frauen e.V.: Ent-fremdung. Migration und Dominanzgesellschaft. Eigenverlag des Vereins Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis e.V.: Köln 1996

Ha, Kien Nghi: Transdifferenz und postkoloniale Hybridität – Kritische Anmerkungen. In: Kalscheuer, Britta/Allolio-Näcke, Lars (Hg.): Kulturelle Differenzen begreifen. Das Konzept der Transdifferenz aus interdisziplinärer Sicht. Campus Verlag: Frankfurt am Main 2008

Ha, Kien Nghi: Ethnizität und Migration reloaded. Kulturelle Identität, Differenz und Hybridität im postkolonialen Diskurs. Wissenschaftlicher Verlag Berlin: Berlin 2004

Hall, Stuart: Kulturelle Identität und Globalisierung. In: Hörnig, Karl H./Winter, Rainer (Hg.): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Suhrkamp: Frankfurt am Main 1999

Hamburger, Franz : Der Kampf um Bildung und Erfolg. Eine einleitende Feldbeschreibung. In : Hamburger, Franz/Badawia, Tarek/Humrich, Merle (Hg.): Migration und Bildung. Über das Verhältnis von Anerkennung und Zumutung in der Einwanderergesellschaft. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden 2005

Höhne, Thomas: Kultur als Differenzierungskategorie. In: Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Leske + Budrich: Opladen 2001

Huntington, Samuel P.: The Clash of Civilizations? In: Foreign Affairs, Summer 93, Vol. 72 Issue 3, 22-49

Jäger, Siegfried: Reden geht den Taten voran. Rassismus in Politik, Medien und Alltag heute. In: Schwarzweissheiten. Vom Umgang mit fremden Menschen. Sonderausstellung. Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg. Isensee Verlag: Oldenburg 2001

Jain, Anil K.: Differenzen der Differenz: Umbrüche in der Landschaft der Alterität. In: Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. UNRAST: Münster 2003

Johannsen, Martina: Schwarzweissheiten. Vom Umgang mit fremden Menschen. In: Schwarzweissheiten. Vom Umgang mit fremden Menschen. Sonderausstellung. Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg. Isensee Verlag: Oldenburg 2001

Joomla!: Struktureller Rassismus. 2009. In: http://www.fascho-dieausstellung.ch/index2749f.pdf?option=com_content&do_pdf=1&id=143 (Zugriff am 22.1.2012)

Kampmann, Bärbel: Schwarze Deutsche. Lebensrealität und Probleme einer wenig beachteten Minderheit. In: Mecheril, Paul/Teo, Thomas (Hg.): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Dietz Verlag: Berlin 1994

Kiesel, Doron: Das Dilemma der Differenz. Zur Kritik des Kulturalismus in der interkulturellen Pädagogik. Cooperative Verlag: Frankfurt am Main 1996

Knoblauch, Hubert: Kultur, die soziale Konstruktion, das Fremde und das Andere. In: Dreher, Jochen/Stegmaier, Peter (Hg.): Zur Unüberwindbarkeit kultureller Differenz. Grundlagentheoretische Reflexionen. transcript Verlag: Bielefeld 2007

Kogge, Werner: Wie Differenz begreifen? Das Konzept der „Transdifferenz“ und die Konzeption von *Die Grenzen des Verstehens*. In: Kalscheuer, Britta/Allolio-Näcke, Lars (Hg.): Kulturelle Differenzen begreifen. Das Konzept der Transdifferenz aus interdisziplinärer Sicht. Campus Verlag: Frankfurt am Main 2008

Kokemohr, Rainer: Bildung als Welt- und Selbstentwurf im Anspruch des Fremden. Eine theoretisch-empirische Annäherung an eine Bildungsprozessstheorie. In: Koller, Hans-Christoph/Marotzki, Winfried/Sanders, Olaf (Hg.): Bildungsprozesse und Fremdheitserfahrung. Beiträge zu einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. transcript Verlag: Bielefeld 2007

Koller, Hans-Christoph/Kokemohr, Rainer/Richter, Rainer (Hg.): Ich habe Pläne, aber das ist verdammt hart. Eine Fallstudie zu biographischen Bildungsprozessen afrikanischer Migranten in Deutschland. Waxmann: Münster 2003

Koller, Hans-Christoph/Kokemohr, Rainer: Bewältigung als Bildungsprozess? Zur biographischen Verarbeitung von Umbruchs- und Migrationserfahrungen durch Kameruner Studierende in Deutschland. In: Gerhardt, Ludwig/Möhle, Heiko/Oßenbrügge, Jürgen/Weiße, Wolfram (Hg.). Umbrüche in afrikanischen Gesellschaften und ihre Bewältigung. Beiträge aus dem Sonderforschungsbereich 520 der Universität Hamburg. LIT: Münster 2006

Koller, Hans-Christoph: Probleme einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. In: Koller, Hans-Christoph/Marotzki, Winfried/Sanders, Olaf (Hg.): Bildungsprozesse und Fremdheitserfahrung. Beiträge zu einer Theorie transformatorischer Bildungsprozesse. transcript Verlag: Bielefeld 2007

Krüger, Heinz-Hermann/Marotzki, Winfried (Hg.): Handbuch erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. Leske + Budrich: Opladen 1999

Leiner, Jacqueline: Imaginaire – Langage – Identité culturelle – Négritude. Tübingen : Gunter Narr Verlag 1980

Leiprecht, Rudolf: „Kultur“ als Sprachversteck für „Rasse“. Die soziale Konstruktion fremder Kultur als ein Element kulturalisierenden Rassismus. In: Schwarzweissheiten. Vom Umgang mit fremden Menschen. Sonderausstellung. Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg. Isensee Verlag: Oldenburg 2001

Lichtenberger, Hans P.: Der Andere als Fremder. Zur Sozialantologie kultureller Differenz. In: Düssel, Reinhard/Edel, Geert/Schödlbauer, Ulrich (Hg.): Die Macht der Differenzen. Beiträge zur Hermeneutik der Kultur. Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren: Heidelberg 2001

Lueger, Manfred: Grundlagen qualitativer Feldforschung. WUV- Universitätsverlag: Wien 2000

Mayring, Philipp: Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Beltz: Weinheim 2000; 7. Auflage

Mecheril, Paul/Do Mar Castro Varela, María : Grenze und Bewegung. Migrationswissenschaftliche Klärungen. In: Mecheril, Paul/ et al : Migrationspädagogik. Beltz: Weinheim/Basel 2010

Mecheril, Paul/Kalpaka, Anita: „Interkulturell“. Von spezifisch kulturalistischen Ansätzen zu allgemein reflexiven Perspektiven. In: Mecheril, Paul/ et al : Migrationspädagogik. Beltz: Weinheim/Basel 2010

Mecheril, Paul/Melter, Claus: Gewöhnliche Unterscheidungen. Wege aus dem Rassismus. In: Mecheril, Paul/ et al : Migrationspädagogik. Beltz: Weinheim/Basel 2010

Mecheril, Paul/Teo, Thomas: Zur Einführung: Andere Deutsche. In: Mecheril, Paul/Teo, Thomas (Hg.): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Dietz Verlag: Berlin 1994

Mecheril, Paul: Die Lebenssituation Anderer Deutscher. Eine Annäherung in dreizehn thematischen Schritten. In: Mecheril, Paul/Teo, Thomas (Hg.): Andere Deutsche. Zur Lebenssituation von Menschen multiethnischer und multikultureller Herkunft. Dietz Verlag: Berlin 1994

Mecheril, Paul: Pädagogik der Anerkennung. Eine programmatische Kritik. In: Hamburger, Franz/Badawia, Tarek/Hummrich, Merle (Hg.): Migration und Bildung. Über das Verhältnis von Anerkennung und Zumutung in der Einwanderergesellschaft. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden 2005

Mey, Wolfgang: „... damit die Welt nicht zugrunde geht“ Zur Produktion von Fremdheit. In: Schwarzweissheiten. Vom Umgang mit fremden Menschen. Sonderausstellung. Landesmuseum für Natur und Mensch Oldenburg. Isensee Verlag: Oldenburg 2001

Miles, Robert: Bedeutungskonstitution und der Begriff des Rassismus. In: Rätzkel, Nora (Hg.): Theorien über Rassismus. Argument Verlag: Hamburg 2000

Nestvogel, Renate: Zum Umgang mit Bildern von „Fremden“. In: Annecke, Ute (Hg.): Sozialwissenschaftliche Forschung für Frauen e.V.: Ent-fremdung. Migration und Dominanzgesellschaft. Eigenverlag des Vereins Beiträge zur Feministischen Theorie und Praxis e.V.: Köln 1996

Nick, Peter: Spiel mit der Differenz – Konstruktionen von Fremdheit, Kultur und Identität. In: Hamburger, Franz/Badawia, Tarek/Hummrich, Merle (Hg.): Migration und Bildung. Über das Verhältnis von Anerkennung und Zumutung in der Einwanderergesellschaft. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden 2005

Oberreiter, Suitbert: Kulturelle Differenz aus Sorge vor kultureller Vereinnahmung. In: Düssel, Reinhard/Edel, Geert/Schödlbauer, Ulrich (Hg.): Die Macht der Differenzen. Beiträge zur Hermeneutik der Kultur. Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren: Heidelberg 2001

Prengel, Annedore : Egalitäre Differenz in der Bildung. In : Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hg.) : Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Leske + Budrich: Opladen 2001

Radtke, Frank-Olaf: Multikulturelle Gesellschaft. In: Kneer, Georg/Nassehi, Armin/Markus Schroer (Hg.): Soziologische Gesellschaftsbegriffe. Konzepte moderner Zeitdiagnosen. Wilhelm Fink Verlag: München 1997 (2. Aufl.)

Raman, Varadaraja V.: Was heißt „kulturelle Differenz“? In: Düssel, Reinhard/Edel, Geert/Schödlbauer, Ulrich (Hg.): Die Macht der Differenzen. Beiträge zur Hermeneutik der Kultur. Synchron Wissenschaftsverlag der Autoren: Heidelberg 2001

Rommelspacher, Birgit: Was ist eigentlich Rassismus? 2009 In: http://www.birgit-rommelspacher.de/pdfs/Was_ist_Rassismus.pdf (Zugriff am 18.7.2011)

Said, Edward W. : Orientalismus. S. Fischer Verlag : Frankfurt am Main 2009

Sassen, Saskia: Migranten, Siedler, Flüchtlinge. Von der Massenauswanderung zur Festung Europa. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt am Main 1996

Schütze, Fritz : Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I. Fernuniversität Gesamthochschule: Hagen 1987

Schütze, Fritz: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis 13(3) 1983 <http://www.ssoar.info/ssoar/View/?resid=5314> (Zugriff am 24.5.2011)

Simmel, Georg: Exkurs über den Fremden. In: Rammstedt, Otthein (Hg.): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Suhrkamp: Frankfurt am Main 1992

Steyerl, Hito/Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch? Migration und postkoloniale Kritik. UNRAST: Münster 2003

Stichweh, Rudolf: Der Fremde. Studien zu Soziologie und Sozialgeschichte. Suhrkamp: Berlin 2010

Strauss, Anselm : Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. Fink: München 1994

Strauss, Anselm : Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Fink: München 1991

Strauss, Anselm/Corbin, Juliet: Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Beltz: Weinheim 1996

Wakounig, Vladimir : Pädagogik und ihr Differenzdiskurs. In: Stimme von und für Minderheiten 2/2001, 6-7. Nr. 39. <http://www.initiative.minderheiten.at/stat/stimme/stimme39f.htm> (Zugriff am 18.6.2010)

Waldenfels Bernhard : Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden. Suhrkamp : Frankfurt am Main 2006

Waldenfels, Bernhard: Der Stachel des Fremden: Suhrkamp: Frankfurt am Main 1990

Waldenfels, Bernhard: Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1. Suhrkamp: Frankfurt am Main 1997

Welsch, Wolfgang: Netzdesign der Kulturen. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 1/2002. <http://cms.ifa.de/index.php?id=welsch> (Zugriff am 18.6.2010)

Wiedemann, Peter: Gegenstandsnahe Theoriebildung. In: Flick, Uwe, und andere (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendung. Psychologie Verlags Union: München 1991

Wittkowski, Joachim: Das Interview in der Psychologie. Interviewtechnik und Codierung von Interviewmaterial. Westdeutscher Verlag: Opladen 1994

Internetquellen

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/bevoelkerung/bevoelkerungsstruktur/bevoelkerung_nach_staatsangehoerigkeit_geburtsland/031407.html (Zugriff am 2.4. 2011)

<http://www.zara.or.at>

Anhang

Abstract

Diese Diplomarbeit beschäftigt sich mit der Fragestellung welche Erfahrungen afrikanische Studierende in Österreich machen. Im Speziellen wird hier auf ihre Differenz- und Rassismuserfahrungen eingegangen. Es wurden zwei narrative Interviews mit afrikanischen Studierenden geführt und nach der Methode der Grounded Theory ausgewertet.

Im ersten Teil der Diplomarbeit werden theoretische Begriffe, die sich während der Auswertung der Interviews als wichtig herausstellten, geklärt. Begonnen wird damit, zu klären, dass es keine „afrikanische“ Kultur gibt, sondern dass sie lediglich ein Konstrukt ist. Die Autorin bezeichnet die Gruppe, mit der sie sich hier beschäftigt als „afrikanische Studierende“, da die InterviewpartnerInnen sich selbst als „Afrikaner“ bzw. „Afrikanerin“ bezeichnen, obwohl sie aus unterschiedlichen Ländern in Afrika kommen. Anschließend werden die Begriffe der Differenz- und der Rassismuserfahrungen geklärt.

Durch die Auswertung der beiden Interviews konnte herausgefunden werden in welchen Bereichen die InterviewpartnerInnen Differenzenerfahrungen gemacht haben. Einerseits sind Differenzenerfahrungen, wenn eine Person von der Umwelt als anders erfahren wird, andererseits auch wenn die Person die Umwelt als anders, als nicht „normal“ wahrnimmt. Es ist jedoch wichtig festzuhalten, dass Differenzenerfahrungen wie zum Beispiel „ausgenutzt werden“, „Sprache“, „Hautfarbe“ und „Traum von Europa“ nicht von beiden als gleich wichtig erachtet, und deshalb auch nicht in gleichem Umfang erwähnt werden. Festgestellte Veränderungen durch das „Leben in einem ‚fremden‘ Land“, die „finanzielle Situation“, die „Veränderungen des Selbst durch das Leben in Österreich“, die „Planung/Zeitmanagement“ und das „Studium“ werden von beiden erwähnt.

Im Bereich der Rassismuserfahrungen sind die Erfahrungen ähnlicher. Beide sprechen davon, dass sie sich alltäglich Rassismus ausgesetzt fühlen, wobei der Mann Beispiele für bestimmte Situationen gibt, die Frau sich hingegen auf alltägliche Situationen, wie Blicke, die ihr zugeworfen werden, konzentriert. Beide erzählen davon, dass sie nach Drogen gefragt werden. Im Bereich strukturellem Rassismus haben beide Erfahrungen mit der Polizei gemacht, ebenso bei der Wohnungs- bzw. Studentenheimsuche, bei der Visavergabe und der Verweigerung der Arbeitserlaubnis. Von Problemen mit Türstehern hat nur der Mann berichtet. Beide wählen je nach Situation aus, ob sie auf rassistische Handlungen ihnen gegenüber reagieren oder sie ignorieren.

Abstract

This thesis deals with the question what African students experience in Vienna. It concentrates especially on the experiences with difference and racism. For the thesis the author conducted narrative interviews with two African students and analyzed them according to Grounded Theory.

The first part of the thesis explains theoretical concepts, which turned out to be important during the analysis of the interviews. It starts with the clarification that there doesn't exist anything like "the African culture", but that it is only a theoretical construct. The author uses the term of "African students" because they label themselves "African", even though they are from different countries in Africa. After this the concepts "experiences of difference" and "experiences of racism" are clarified.

Through the analysis of the two interviews it was possible to find out in which area the interviewees have made experiences with difference. On one hand experiences of difference mean when a person is experienced by its surroundings as different, on the other hand they mean when a person experiences its surroundings as different, as not "normal". My interviewees both made experiences of difference but there are a few points where their experiences differ. For example one interviewee doesn't talk as much about the categories "to be taken advantage of", "language", "skin color" and "the dream of Europe" as the other because they don't seem relevant for her life. But they both located differences or changes in "living in a 'foreign' country", their "financial situation", their "change of their self by living in Austria", their "scheduling/management of time" and their "academic studies".

The experiences get more similar when they concern racism. Both talk about their daily experiences with racism. The man gives examples of specific situations, where he experienced discrimination against him. The woman concentrates more on daily routines during which people look at her in a racist manner. Both have experienced being asked for drugs. They both have encountered structural racism with the police, as well as during their search for apartments or rooms in a dormitory, the granting of a visa and the refusal of a work permit. Only the man told the interviewer about problems with a bouncer. Both decide, depending on the situation, if they react to or ignore racist actions.

Lebenslauf

Name Daniela Strutzenberger

Geburtstag 17.8.1986

Geburtsort Grieskirchen, Österreich

Ausbildung

2005 – heute Studium der Pädagogik und der Romanistik (Französisch) an der Universität Wien

2004 Matura am Bundesoberstufenrealgymnasium Grieskirchen

2000 – 2004 BORG Grieskirchen mit Schwerpunkt Instrumentalunterricht (Klavier)

1996 – 2000 Bundesrealgymnasium Ried im Innkreis

1992 – 1996 Volksschule Dorf an der Pram

Berufserfahrungen

Seit 2010 Lerntrainerin bei Chancen Gleich! (Diakonie)

Seit 2005 Ehrenamtliche Tätigkeit in einem Flüchtlingshaus der Diakonie